Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleissig sein, zu halten die Einigkeit im Geist

Erscheint woechentlich | **Gegruendet im Jahre 1877** | **Ein christliches Familienblatt**

94. Jahrgang | Winnipeg, Manitoba, Mittwoch, 24. Februar 1971 | Nummer 8

MENN. BIBL. ASSOCIATES LIBRARY MAR 3 71

Im Gebet

Hast du eine Sorgenlast,
die dir raubet Fried' und Rast,
Jesu Herz dir offen steht:
Mach aus Sorgen ein Gebet.

Glühet tief in deiner Brust
ird'scher Hoffnung süße Lust,
achte fein, wo Jesus geht:
Werde stille im Gebet.

Bist du traurig und allein,
drückt dich bitt're Seelenpein,
dein Erbarmer dich versteht:
Suche Tröstung im Gebet.

Droht des Feindes Macht und List,
flieh zu dem, der Sieger ist,
und von seiner Majestät
ziehe Kraft an im Gebet.

Willst du Jesu Diener sein,
sorg im stillen Kämmerlein,
daß sein Geist dich rein durchweht:
Hole Weisung im Gebet.

Was dein Herze auch bewegt,
ob sich Schmerz, ob Wonne regt:
Flieh zu Jesu früh und spät,
mach aus allem ein Gebet.

* * *

Der gnädige Retter

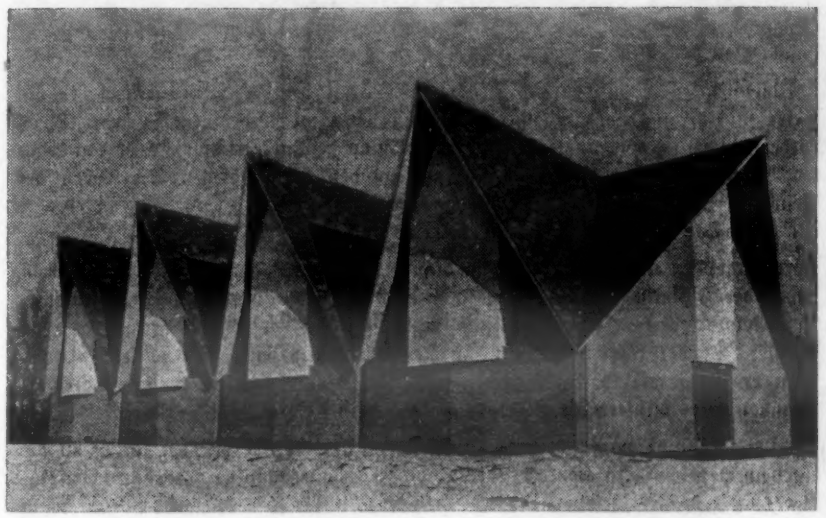
„Petrus schrie und sprach: Herr, hilf mir! Jesus aber reckte alsbald die Hand aus und ergriff ihn" (Matth. 14, 30—31).

Der brausende Wind. Die schaumgekrönten, drohenden Wellen. Der sinkende Jünger des Herrn. Eine angsterregende Situation. Doch, dicht neben dem Sinkenden steht Jesus auf dem Wasser. Er, der Herr vom Himmel, der Herr der sämtlichen Kreatur. In schlichter und doch majestätischer Ruhe wartet er auf Petri Glaubensblick, auf seinen Hilferuf. Wie der Ertrinkende in seiner Not krampfhaft selbst nach einem Strohhalm greift, so hebt der sinkende Petrus seine Augen schließlich doch zum Herrn empor, ruft ihn um Hilfe an. Und alsbald reckt der gnädige Herr seine rettende Hand dar, ergreift den Sinkenden, hebt ihn empor, rettet ihn. Vor vielen Jahren hatte ich ein Bild, welches die oben beschriebene Situation darstellte, ständig auf meinem Schreibtisch stehen. Es ist mir beim Umzug abhanden gekommen, doch im Geiste sehe ich es noch recht oft. Es ist sehr tief in meinem Wesen verwurzelt. Wie oft haben mich in meinem Leben die Selbstsucht, die Fleischeslust, der Zweifelt wellenartig bedroht, haben sich in meiner Seele verankert, zogen mich tiefer und tiefer hinunter, bis meine suchenden Blicke auf den für mich gekreuzigten Heiland gerichtet wurden. Wie hat sich der Herr darauf um mich bemüht! Er zog mich empor. Er stellte mein Vertrauen auf den sicheren Grund seines heilbringenden Blutes. Dafür will ich ihm ewiglich danken.

J.B.W.

Ein Geschenk von $17,000 der Regierung von Manitoba soll zum Bau einer 75 Fuß hohen Windmühle mit Schrotgang verwendet werden, die im Mennonitendorf bei Steinbach gebaut werden soll. Auf dem Bilde (v.l.n.r.): Eugene Derksen, K. R. Barkman (MCC), Premier Edward Schreyer, J. J. Reimer, Präsident der Manitoba Historical Society, und Ältester Gerhard Lohrenz. Der Bau der Mühle wird, unter Leitung eines holländischen Ingenieurs, diesen Sommer beginnen und in einem Jahr fertig sein.

Der Dorfkomplex des mennonitischen Museums



Äußere Ansicht des Ausstellungsgebäudes des Mennonitischen Museums in Steinbach, Manitoba.

Im Sommer 1874 kamen die ersten mennonitischen Einwanderer von Rußland nach der Ostreserve der Provinz Manitoba und verbreiten sich von hier aus schließlich über den ganzen kanadischen Westen. Im südlichen Ontario siedelten die Altmennoniten, wohl meistens von Pennsylvanien kommend, nahe an hundert Jahre früher.

Im September 1924 feierten wir das fünfzigjährige Jubiläum unserer Westsiedlung auf dem Schulhofe der Mitchell-Schule, drei Meilen westlich von Steinbach. Damals lebte noch eine ganze Anzahl der Pioniere, und einige von ihnen erzählten uns auf dem Feste von ihren Erlebnissen.

Zehn Jahre später, 1934, wurde das sechzigjährige Fest in Steinbach abgehalten. Die Redner waren wohl schon alle zweiter oder dritter Generation. Auf dem fünfundsiebzigjährigen Fest im Jahre 1949 waren es wohl nur eine Handvoll, die sich noch etwas aus den allerersten Pionierjahren erinnern konnten. Im Jahre 1964 veranstaltete das Dorf Steinbach einen Pioniertag, und man versuchte noch einmal wieder an die Zeit vor 90 Jahren zu erinnern.

All diese Feste waren recht schön und interessant, und sicherlich freuen wir uns schon darüber, wenn wir im Jahre 1974 das hundertjährige Fest unserer Einwanderung feiern werden. Doch merkten wir schon vor einigen Jahren, daß solche gelegentlichen Feste es doch nicht mehr allein ausmachen. Wir brauchten mehr als nur Worte und Gedanken. Wir brauchten etwas Konkretes, etwas Anschauliches, etwas Greifbares. Da dachten wir an ein Museum, wo wir Sachen zeigen könnten, und wenn es zu einem Dorfkomplex ausgebaut würde, dann könnten wir mit unserer Jugend und anderen Interessierten die alte Zeit neu erleben.

Wir hatten ja einen mennonitischen historischen Verein in Manitoba, und wenn dieser Verein sich das Vertrauen der Gemeinden erwerben könnte, dann könnte er etwas für unser ganzes Mennonitentum und Christentum in Kanada, ja vielleicht in ganz Amerika aufbauen, welches uns an den Glauben unserer Väter immer wieder erinnern und uns im selben Glauben stärken würde.

So fingen wir im Jahre 1963 an zu planen. Wir wollten in zehn Jahren, also zu unserem hundertjährigen Jubiläum, das ganze Museum (Dorfkomplex) fertig bauen. Das war ein sehr großes Unternehmen für jene Zeit, und heute, da ein großer Teil davon fertig dasteht, merken wir, daß das Unternehmen noch sehr viel größer ist als wir damals ahnten. John C. Reimer hatte schon ein kleines eigenes Museum angelegt, und er ist auch heute noch, trotz seiner vorgerückten Jahre, ein guter Verwalter und Ausbauer des großen Museums. J. J. Reimer, ein älterer, tüchtiger Geschäftsmann, übernahm die Leitung des Vereins und des Bauprojekts und verstand es, besonders den Geschäftskreisen der mennonitischen Gesellschaft und auch in den Regierungskreisen Interesse für das Unternehmen zu wekken. Das Werk ist für ganz Manitoba,

(Fortsetzung auf Seite 4—3)

Aus dem Inhalt

Glaube und Werke	S. 2	Predigt von G. D. Hübert	S. 8
Kanarische Inseln u. Marokko	S. 3	Die Freiheit der Frau	S. 9
Nachrichten	S. 4	Nachrufe	S. 11
Mission und Dienst	S. 5	Aus aller Welt	S. 13
Aus d. alten in d. neue Heimat	S. 6	Wohin geht die Marschroute?	S. 14

Glaube und Werke

„Also auch der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist er tot in ihm selber."
(Jak. 2, 17)

Die Lehre der Rechtfertigung durch den Glauben ist die tragende Idee der paulinischen Briefe. Für den Apostel der Heiden war dieses die größte Erkenntnis, die es ihm ermöglichte, seine selbstgerechte pharisäische Vergangenheit für Kot zu achten, auf daß er Christum gewinne. Dieser Gedanke war es auch, der Luther bewog, sich von der Werkgerechtigkeit der mittelalterlichen Kirche mit ihrem Ablaßhandel abzuwenden und die Rechtfertigung durch den Glauben allein auf den Leuchter zu stellen.

Wenn man die paulinischen Briefe studiert hat, will der Jakobusbrief fast mit dieser so klar ausgeprägten Rechtfertigungslehre im Widerspruch stehen. Dieser Widerspruch ist jedoch nur scheinbar. Wenn man genauer nachforscht, besteht sogar ein hoher Grad der Uebereinstimmung zwischen diesen beiden Schreibern des Neuen Testamentes. Es könnte auch gar nicht anders sein, denn beide wurden ja von demselben Heiligen Geist zum Schreiben angeregt.

Mit seiner eigenen Gerechtigkeit kann der Mensch nicht vor Gott bestehen. Schon der Psalmist schreibt: „Aber sie sind alle abgewichen und allesamt untüchtig; da ist keiner, der Gutes tue, auch nicht einer" (Ps. 14, 3). Darum braucht er einen Mittler, der vor Gott gerecht ist. In Jesus Christus haben wir solchen Mittler, denn er ist so wie Gott ihn haben will| Seine Gerechtigkeit rechnet Gott dem Glauben eines bußfertigen Sünders zu.

Der Gläubige empfängt diese Gerechtigkeit als Gottes Geschenk und nicht aus eigenem Verdienst. In Röm. 3, 24 schreibt der Apostel Paulus: „Und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist." Unsere Rechtfertigung vor Gott geschieht also nicht durch etwas, was wir tun, sondern aus der Erlösungstat Christi, die er für uns vollbracht hat. Wir können sie nur für uns beanspruchen, wenn wir sie im Glauben annehmen.

Nachdem wir vor Gott gerechtfertigt sind, stehen wir unter der Leitung des Geistes Gottes. Der Apostel Paulus hat es ganz klar ausgedrückt, wie der gerechtfertigte Gläubige unter der Leitung des Heiligen Geistes wandeln soll. Er bringt nicht mehr Früchte des Fleisches hervor, sondern Früchte des Geistes. „Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit." Der Glaube erzeugt durch den Heiligen Geist diese Früchte. Frucht hier ist nicht eine abstrakte Charaktereigenschaft, sondern die Tat, die aus dieser Eigenschaft hervorgeht.

Wie hoch der Apostel Paulus die Glaubenswerke der Gläubigen bewertet, ersieht man aus seinen Grüßen, die er am Ende seiner Briefe geschrieben hat. Er begründet seine Grüße immer mit einer Auszeichnung dafür, was diese Kinder Gottes getan haben oder was sie ihm gewesen sind. Sie dienten, gaben ihm Beistand, waren seine Gehilfen, stellten sich für ihn in den Riß, hatten viel Mühe und Arbeit mit ihm gehabt, hatten sich in der Arbeit bewährt und viel für den Herrn gearbeitet. Das sind die Früchte des Geistes in ihrer praktischen Auswirkung.

Jakobus schreibt: „Denn gleichwie der Leib ohne Geist tot ist, also ist auch der Glaube ohne Werke tot" (Jak. 2, 26). Der Apostel Paulus schreibt in Römer 12, 1: „Ich ermahne euch nun, liebe Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst." Und in 1. Thess. 5, 13: „Euer Geist ganz samt Seele und Leib müssen bewahrt werden unsträflich auf die Zukunft unseres Herrn Jesu Christi."

In der Bergpredigt und auch auf anderen Stellen hat der Herr Jesus uns dazu angehalten, durch praktische Werke der Nächstenliebe die Not in unserer Umgebung zu lindern. Im MCC haben wir eine Organisation geschaffen, die im Namen Christi Hilfe leistet, wo Hilfe am dringendsten erforderlich ist. Es ist ein großes Werk, das unsere volle Unterstützung verdient. Doch sollten wir uns nicht durch materielle Unterstützung des MCC ein Ruhekissen unterlegen, wenn es um die Linderung der Not in unserer unmittelbaren Umgebung geht. Es ist leichter und nicht so persönlich, wenn wir durch unser Geld den Opfern von Naturkatastrophen oder von Kriegshandlungen helfen, als wenn wir unserem Nachbarn, der in Not geraten ist, helfend beispringen und ihm beweisen, daß wir Mitgefühl mit seiner persönlichen Notlage haben.

„Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus" (Röm. 5, 1). Dieser Friede mit Gott bringt es mit sich, daß wir um unsere Mitmenschen besorgt sind und Werke der Nächstenliebe tun. In unseren Werken der Nächstenliebe offenbart sich die wahre Fülle des Geistes!

Erich L. Ratzlaff

MCC-Nachrichten

Christlicher Einfluß durch Zeugnis

Foyer International ist ein christliches Heim für ausländische Studenten in Belgien. Zwei MCC-Freiwillige arbeiten da. Thomas A. Lehman, Chapel Hill, N.C., und Dale Weaver, Goshen, Ind., empfangen die Gäste, versorgen das Heim und versuchen, ein nahes Verhältnis zu den Studenten zu erhalten.

Folgender Bericht wurde an das MCC gesandt. Francois, ein Kongolese, fand Aufnahme im Foyer International während seiner Studien an der Universität in Brüssel. Bald merkte man, daß Francois ein überzeugter Marxist sei, dessen Streben und Ziel es war, durch radikale Mittel die Lösung der wirtschaftlichen und sozialen Probleme seines Landes herbeizuführen.

Er störte die wöchentlichen Bibelstunden, indem er immer wieder seine Ansicht über Marxismus einflocht. Auch im Hause war er ein zerrüttendes Element, und das Personal verzagte fast in seinen Versuchen, ihm irgendwie nahezukommen.

Später verlor er sein Stipendium durch schlechte Noten und Nichtmitwirken in der Klasse. Als er sich weigerte, das Land zu verlassen, steckte die Regierung ihn ins Gefängnis und deportierte ihn gewaltmäßig. — Dem enttäuschten Personal im Foyer schien es, an Francois war ihr christliches Zeugnis vergeblich gewesen.

Nach einigen Monaten erhielt der Geistliche, der im Foyer diente, einen Brief von Francois aus Kinshasa, Kongo. Er schrieb, im Foyer habe man ihm christliche Liebe gezeigt. Der Einfluß der christlichen Freiwilligen hatte ihm eine neue Perspektive für ein System gegeben, wo menschliche Werte hochgehalten werden. Im Gefängnis habe er zwei Dieben ein christliches Zeugnis gegeben, als einziges Buch habe er die Bibel vom Foyer mitgenommen.

*

Meine zwei Fahrten nach Margokerto

Von Lawrence Yoder, Pati, Java

Montag morgen, nachdem ich die tägliche Morgenandacht in der Akademi Kristen Wajata Watjana (AKWW) abgehalten hatte, machte ich mich mit meinem „Honda"-Motorrad auf nach Margokerta. Ich fuhr bis Kudus in westlicher Richtung und dann durch einige Städte und Dörfer nach Norden. Es waren viele Leute unterwegs, nur auf dem Begräbnis für Martin Luther Kings, Jr., hatte ich mehr Menschen gesehen. Der Weg war gedrängt voll Menschen, Pferdewagen, dreirädrigen Fahrräder-Taxen und mehr Menschen. Es war sieben Tage nach dem mohammedanischen Neujahr, überall waren Festlichkeiten im Gange. Der Weg bis Kudus ist gut und asphaltiert. Die nächste Strecke war sehr holprig für Auto, Bus und Motorrad, obwohl sie gepflastert ist. Dann bog ich in einen Landweg ein, der nur mit groben Steinen und Korallen vom Meer gepflastert war. Ich folgte einem schmalen Fußpfad durch den Schlamm, da es in der vorigen Nacht geregnet hatte. Der Weg wurde erheblich schlechter, ehe ich Margokerto erreichte. Die 50 Meilen hatten über zwei Stunden gedauert.

Margokerto ist die zweite christliche Kolonie, die die mennonitische Mission 1901 gründete. Es ist ein schön gelegenes Dorf mit Palmen und anderen Bäumen an den Straßen. Die Wege sind mit Korallen gepflastert, Bambushecken dienen als Zäune. Die Häuser sind aus Tiekholz, die Bretter mit der Hand gesägt. Die besseren Häuser sind mit Dachpfannen gedeckt, die andern mit Schilf und haben Erdfußböden.

Das Haus, das ich betrat, hatte Ziegelfußboden; es war ein 18 mal 30 Fuß großes Zimmer, an drei Stellen standen vier Stühle mit Tischchen. Ich wurde willkommen geheißen, ich mußte Platz nehmen und man servierte Tee. Der Hausherr war Pak Simeon, gewesener Prediger und geachteter Leiter des Dorfes.

Bald darauf wurde ich in das Schlafzimmer geführt, wo der alte Mann mit heftigem Asthma im Bett lag. Ich verweilte nur kurze Zeit bei ihm, ich ahnte nicht, daß ich ihn nicht mehr sehen würde. Er war ein gütiger Mann. Bei meinen früheren Besuchen hatte er von früheren Zeiten erzählt. Er war das erste Kind in der neuen Ansiedlung, die in seinem Geburtsjahr gegründet wurde. Damals war die Gegend noch Dschungel. Gern hätte ich noch viel über die Geschichte der Kolonie von ihm erfahren. Während der japanischen Invasion hätte er fast buchstäblich seinen Kopf verloren, weil er für die holländischen Missionare betete. Er war eine herzlich gute Seele; am Sonnabend nach meinem Besuch starb er friedlich in seinem Bett.

Da es die ganze Nacht geregnet hatte, konnte der Bote zu Fuß nur schwer Pati erreichen, um dem Leiter der Synode, Pak Djojodihardjo, die Nachricht zu bringen. Sonntag morgens in der Andacht hörten wir vom Tode Pak Simeons.

Pak Djojo, einige Freunde und ich wollten zum Begräbnis fahren, das um 4 Uhr nachmittags stattfinden sollte. Wir waren insgesamt sieben, und ich fuhr mit unserem MCC-Chevrolet. Eigentlich hätten wir den „Jeep" nehmen wollen, aber der war vernommen. Ein großer Baumstamm war vom Sturm über den Weg gefallen, so mußten wir um den Berg herum über Taju einen andern Weg nehmen. Die Strecke ist dieselbe, aber nur 8 von den 60 Meilen sind gepflastert. Ehe wir bis Margokerto kamen, sagte uns jemand, das Begräbnis sei schon vorüber. Man hält die Toten nicht länger als einen Tag, so waren wir also zu spät gekommen. Wir schüttelten die Hände der Familie und der Freunde. Ich werde diese Begebenheit nie vergessen.

Wir versammelten uns wie auch früher wieder in Pak Simeons Hause. Wir saßen still und flüsterten leise, während Pak Djojo mit Pack Simeons

Mennonitische Rundschau
wöchentlich herausgegeben von
The Christian Press
in Winnipeg, Manitoba, Canada
Erich L. Ratzlaff, Schriftleiter
Telefon am Tage: 533-4749
abends: 339-3762
Jahresabonnement im voraus zahlbar: $5.00
Anzeigen: Spalte — Inch $3.00. Weitere Auskunft auf Anfrage erhaeltlich.
Alle Korrespondenz richte man an:
„Mennonitische Rundschau"
The Christian Press
159 Henderson Highway, Winnipeg 5
Manitoba, Canada
Second class mail registration number — 1107.

Kanarische Inseln und Marokko

(Von A. A. DeFehr)

Das Klima in Südafrika ist ähnlich wie in Texas. Was Johannesburg so groß gemacht hat, ist natürlich das Gold. Es sind überall Gruben, die tief in die

Pretoria, Südafrika — alte und neue Gebäude.

Erde gehen. Es gibt auch Touren durch die Goldgruben, aber jetzt, während der Feiertage, waren keine Touren.

Man sieht in dieser Stadt keine ärmlichen Stadtteile, es wohnen auch keine Schwarzen darin. Sie müssen alle neun Meilen außerhalb der Stadt ihre Wohnungen haben. In ihren Wohnbezirk ist es für einen Weißen gefährlich hineinzugehen; auch sie untereinander stechen sich sehr oft. In der Neujahrsnacht war es so schlimm gewesen, daß die Aerzte die ganze Nacht durcharbeiten mußten, um die Verwundeten zu verbinden, und die Hallen und der Eingang waren ganz blutig. Dieses war ein Hospital für Schwarze.

In der Stadt Johannesburg selbst herrscht Ruhe und Ordnung; alle Geschäfte schließen um 5.30 Uhr.

Es war eine lange Fahrt von Südafrika nach den Kanarischen Inseln, von 6 Uhr abends bis 4 Uhr früh. Wir hatten die volle Länge Afrikas in einer Nacht überflogen. Das Klima war hier etwas kühler, die Stadt ist älter, es ist ein anderes Volk, und die Sprache ist nicht mehr Englisch, sondern Spanisch, es ist ein Teil von Spanien.

Hier wird viel gebaut. Ob es durch die Touristen ist? Man merkt, daß viele Europäer diese Inseln besuchen, und man hört recht oft deutsche Gespräche. Es war zu kühl zum Baden, aber die Promenade am Strand war sehr angenehm, und man sah auch recht viele Fußgänger auf derselben.

Das Parlament in Pretoria mit Blumenanlagen.

Eines Tages unternahmen wir eine Tour in das Innere des Landes. Obzwar die Insel nicht sehr groß ist, ist sie doch sehr gebirgig, und es nahm uns den ganzen Tag, hin und zurück zu fahren. Auffallend war mir, daß fast jede brauchbare Erdfläche ausgenützt wurde. Es ging beständig höher und höher. Unten in den Tälern waren mehr die Bananenplantagen, und diese waren oft mit einer Steinmauer umgeben. Bananenbäume vertragen keinen Wind und gedeihen nur, wo sie Schutz vor dem Wind finden. Etwas höher

Promenade in Las Palmas, Kanarische Inseln.

sieht man viele Orangengärten, nicht so groß wie in Kalifornien, und oft wurde unter den Bäumen noch anderes Gemüse gezogen. Noch höher sind Apfel- und Pfirsichgärten und Gemüseanlagen. Ueberall in den Tälern sieht man kleinere und größere Wasserteiche. Entweder hat man einen Damm aufgeschüttet oder man hat ein Loch ausgegraben, um Wasser für die Trokkenzeit aufzusparen.

Alte Mauern in der Stadt Rabat in Marokko.

Es mag sein, daß die Insel schon sehr lange bewohnt ist, aber ich habe noch in keinem Lande, das trocken und heiß ist, es gesehen, daß jede Ecke so ausgenutzt wird, wie gerade auf dieser Insel. Besonders in Indien war mir dieses auffallend, denn man hört, daß es dort große Regengüsse gibt, aber das meiste Wasser fließt ab, und Indien ist nicht jung.

Man würde fast nicht glauben wollen, daß diese Insel zu Spanien gehört, denn das Tempo hier war so viel anders als in Madrid, auch daß überall gebaut wurde. Man konnte wirklich nicht viel von Armut merken. Als wir zum Stadtrand kamen, sahen wir viele Apartments, große und auch kleine, aber sie sahen doch alle mehr oder weniger reinlich aus.

Der Flug von Las Palmas bis Casablanca ist nicht zu lange. Ich saß bei einem Mann aus Kalifornien, und der meinte, um Marokko wirklich kennenzulernen, müßte man Marakesch und Rabat sehen. Das Flugzeug landete zuerst in Marakesch. Die Atlasgebirge waren nicht weit ab, und der Schnee reichte beinahe bis unten an den Bergen. So könnte es dort doch recht kühl sein, und wir waren nicht darauf eingerichtet. Man konnte große Gärten sehen, und da es die Regenzeit war, war es auch etwas grün, aber im Sommer ist die Temperatur von 100 bis 130 Grad Fahrenheit, also nichts für einen Kanadier.

Casablanca (Weißes Haus) ist die größte Stadt in Marokko, aber nicht die Hauptstadt. Rabat ist die Residenz des Königs. Casablanca ist nicht so alt wie die anderen Städte, deshalb sind auch die meisten Gebäude in einem neueren Stil, alles wird verputzt und angestrichen. Die Straßen sind breit, und es gibt auch große Parkanlagen. Der Katholizismus ist stark vertreten. Wir besichtigten zwei große Kathedralen, ich sah aber auch, wie ein Moslem gerade auf dem Strand seine Gebetszeit hatte. Er hatte seinen Mantel ausgebreitet, die Hände gefaltet und manchmal mit seinem Gesicht bis zur Erde gebeugt, so betete er zu Alla, der auch unser Gott ist. Man fragt sich unwillkürlich, wenn dieser Mann sich gar nicht scheut oder geniert, dieses öffentlich zu tun, wo andere vorbeigehen und es sehen, warum fürchten oder schämen wir uns oft ein Tischgebet zu sagen, wenn wir im Restaurant sind?

Die Armut ist in Marokko sehr bemerkbar, sobald man aufs Land kommt oder auch in gewisse Stadtteile fährt. Die Buden, in denen manche wohnen, sind fast unglaublich; man würde sagen, daß sie eine schlechte Unterkunft für das Vieh seien. Ich habe nicht viele Bilder von solcher Armut abgenommen, nicht in Marokko, auch nicht in Kinshasa. Erstens ist es gefährlich, denn wenn die Leute es merken, sind sie sehr verärgert, und die Jugend könnte einem auch Schaden zufügen. Wie würde es uns gefallen, wenn jemand Bilder von der Jarvis Avenue aufnehmen würde und anderswo zeigen, wie Winnipeg aussieht?

Das Land ist eigentlich sehr gut und fruchtbar, obzwar es schon sehr ausgenutzt ist, aber die zunehmende Bevölkerung hat nirgends hinzugehen als in die Stadt, wo schon so viele Arbeitslose sind, oder sie versuchen, irgend ein steiniges Stück Land zu reinigen.

Rabat ist etwa 80 Meilen von Casablanca entfernt und ist der Wohnort des neuen Königs. Sie haben viele Jahre keinen König gehabt. Sie haben schon ein neues Mausoleum für ihn gebaut, wo nach seinem Tode sein Körper begraben werden soll. Er ist noch jung, und wer weiß, was bis dahin noch alles geschehen kann. Er hat Paläste in vier Städten. Manchmal ist er einen ganzen Monat in Casablanca, und so hat er dort seinen Wohnplatz. Die anderen sind in Marakesch und in Fes.

Der Palast in Rabat ist noch ziemlich neu, und wir sahen zu, wie sie gerade ihre „Wachablösung" hatten, fast wie in London, nur im kleineren Stil.

Die Meereswellen sind in Marokko immer schaumgekrönt.

Rabat hat auch einen alten Stadtteil mit hohen dicken Wänden, und man zeigt uns diesen Stadtteil gerne. Man ist stolz darauf, wie alt ihre Stadt ist,

(Fortsetzung auf Seite 5—4)

Familie in Javanesisch sprach. Nach einigen Minuten gingen wir still und langsam zum Friedhof. Pak Djojo und der älteste Sohn knieten am Grabe nieder bei dem einfachen aus Blumen geformten Kreuz. Wir andern knieten in einiger Entfernung und neigten unser Haupt. Dann gingen wir wieder ins Haus zurück. Nun waren an beiden Seiten des Zimmers Reihen von Stühlen gestellt, in der Mitte ein langer Tisch. Ich unterhielt mich eine Zeitlang mit einem Sohn des Hauses.

Um 6 Uhr wurden die Gäste von Pak in ein kleines Speisezimmer geführt und bewirtet. Es war schon dunkel, und ich sah Blitze und hörte Donner in der Ferne. Nach dem Abendbrot versammelten wir uns wieder im großen Raum zur javanischen Andacht. Die Leute sangen sehr lieblich und mehrstimmig einige Lieder. Da ich die Melodien kannte, summte ich mit. Sie hatten nur ein Gesangbuch für 50 Menschen, aber sie konnten die meisten Verse auswendig. Es hörte sich sehr schön an. Pak Djojo las einen Psalm und sprach 40 Minuten darüber. Wir sangen noch ein Lied und beteten. Pak Simeon jun., der älteste Sohn, dankte uns mit Tränen in den Augen, daß wir trotz des schlechten Weges gekommen waren.

Als wir losfuhren, regnete es in Strömen. Langsam fuhren wir durch tiefen Schlamm und über Brücken, die man eigentlich nicht so nennen dürfte. Bewässerungsgräben, mit Wasser gefüllt, säumten den schlechten Weg. Wir krochen langsam, von Seite zu Seite gleitend, durch den schlammigen Kot. Wir hörten, daß der Baum, der vorher über dem Wege lag, weggeräumt sei, so konnten wir passieren und kamen glücklich heim.

Dies ist die Geschichte von Pak Simeon und meinen zwei Fahrten nach Margokerto.

Nachrichten

— In der MB-Gemeinde Boissevain, Manitoba, werden am 28. Februar Geschwister Dück, Geschwister Henry Peters und Br. Dave Martens über ihren Einsatz im MDS in Corpus Christi, Texas, berichten. Der Bericht wird durch Stehbilder (Slides) illustriert werden. Anschließend werden die Delegierten der Gemeinde zur Jahressitzung des MCC (Manitoba) einen Bericht geben von der Tagung, die am 13. Februar in der Portage-Ave.-MB-Kirche in Winnipeg stattfand.

— Am Dienstag, dem 16. Februar, brachte der Frauenverein der Elm-Creek-MBG, Man., das Spiel „Blake's Decision", wozu sie die Frauenvereine der MB-Gemeinden Morden und Fort Garry eingeladen hatten.

— Das Bildungskomitee der MB-Konferenz von Manitoba plant für den 13. und 14. März in der MB-Kirche zu Steinbach, Manitoba, eine Bildungskonferenz mit Elate Risley als Redner.

— Am Donnerstag, dem 25. Februar, wird in der MB-Kirche zu Newton, Manitoba, Missionarin Nettie Berg sprechen, wozu die Frauenvereine der benachbarten Gemeinden eingeladen sind. Die Versammlung beginnt um 2 Uhr nachmittags.

— Die Missionskonferenz des MBBC fand am Abend des 14. Februar mit einer öffentlichen Versammlung in der Kirche der Elmwood-MB-Gemeinde den Abschluß. Der Gastredner der Konferenz, Prediger Dennis E. Clark, sprach über das Thema: „Facing the Change of Missions in the 70's".

— Am Dienstag, dem 16. Februar, berichtete Br. A. A. DeFehr um 8 Uhr abends in einer Versammlung des Männervereins der Nord-Kildonan-MB-Gemeinde über seine Reise nach Afrika. Der Bericht wurde mit Dias (Slides) illustriert.

— Die Fairview-MB-Gemeinde, St. Catharines, Ontario, hatte in der Zeit vom 7. bis 14. Februar Vertiefungs- und Evangelisationsversammlungen mit Prediger Wes Aarum als Redner. Die Versammlungen fanden abends um 7.30 Uhr in der Kirche statt.

*

Brasilien

— Vom 4. bis 12. Januar führte Abraham Dück am Krauel eine Evangelisation durch.

— Das MCC führte in der Nähe von Pernambucco ein Hühnerprojekt durch. Arme Familien bekommen einige Hühner, damit sie ihre Ernährungslage verbessern können.

— Die Lebenshaltungskosten stiegen in Brasilien im vergangenen Jahr um 20,95 Prozent gegenüber 19,34 Prozent im vorhergehenden Jahr.

— Die Chöre der Mennonitengemeinden in Curitiba trugen vor Weihnachten die Kantate „Nach Bethlehem" von August Rücker vor.

Paraguay

Menno — Missionar B. W. Töws verlegt seine Arbeitsstelle von Pozo Amarilla nach Loma Plata. Die Gemeinde in Pozo Amarilla übernimmt J. M. Funk.

Jakob B. Reimer, Asuncion, unterwarf sich einer schweren Gallenoperation. Sie ist gut ausgefallen.

— Familie C. G. Neufeld hat vier Jahre auf der Leprastation, km 81, gearbeitet. Nun ist sie wieder zurückgekehrt.

— Am 22. Dezember fand in Loma Plata eine Koloniesitzung statt. Der Oberschulze J. N. Giesbrecht gab Bericht über die Schwierigkeiten, die sich in den Verhandlungen über die in der Bundesrepublik Deutschland beantragten Projekte ergeben haben. Der Oberschulze betonte, daß man die unangenehmen Begebenheiten der letzten Zeit nicht der Bundesrepublik zur Last legen dürfe. Alle bisher durchgeführten Projekte verliefen ohne Schwierigkeiten und wurden auch von Deutschland in der Durchführung anerkannt.

— Eine Bruderversammlung am 29. Dezember beschloß die Fertigstellung der im Rohbau fertigen zwei Kirchen. Für den Kirchbau soll eine Auflage von 500 Gs pro Gemeindeglied erhoben werden.

— Prediger W. Dück und Lehrer A. Unrau hatten an der Ruta-Trans-Chaco eine gesegnete Bibelwoche unter den Paraguayern. Sie schloß mit einem Schlußprogramm und einer Weihnachtsbescherung.

Auf allgemeinen Wunsch - - - -

Planen Sie jetzt!

sich unserer

Mennonitischen Historischen Pilgerfahrt in die Sowjetunion anzuschliessen

vom 2. - 23. August 1971

BESUCHEN SIE:

- Ihren Geburtsort
- Den Ort Ihrer Kindheitserinnerungen.
- Die Vergangenheit Ihrer Vorfahren
- Gegenwärtig in manchen Gebieten wohnende Mennonitenfamilien

Der Reiseplan schließt ein: Danzig, Riga, Leningrad, Moskau, ehemalige Mennonitensiedlungen der Altkolonie und Molotschna*, Alma Ata, und sibirische Städte.

* Eine im Juli vorigen Jahres von G. J. Lohrenz geleitete Tour besuchte mit Erfolg diese ehemaligen Siedlungsgebiete, viele der bekannten Wahrzeichen besichtigend. Die in diesem Jahr geplante Tour wird diese neue Freiheit zu erweitern suchen.
Schreiben Sie, rufen Sie an oder senden Sie eine Anzahlung jetzt an

MENNO TRAVEL SERVICE

851 Henderson Hwy., Winnipeg 15, Manitoba — Phone 339-7837

MBCI-Nachrichten

Jetzt ist alles wieder beim alten, da die Operette vorüber ist. Vorher liefen wir, um nicht zu spät zur Operetten-Uebung zu kommen, und jetzt gehen wir langsam, um nicht zu spät zum Unterricht zu kommen. Ja, im Vergleich zu den vergangenen Wochen, schreitet jetzt die Zeit sehr langsam vor.

Aber Gott ließ die Operette gelingen, und dafür danken wir ihm. Beide Abende war jeder Platz besetzt; im ganzen waren ungefähr 1900 Menschen da. Hinter der Bühne war auf einmal alles aufgeregt, als man hörte, daß 900 Personen auf die Oeffnung des Vorhangs warteten. Die meisten hatten nur mit 600 gerechnet, und jetzt waren auf einmal noch 300 mehr da. Da hatte man kein zweites Bedenken. Aber glücklicherweise lief alles prima ab. Als am Sonnabend der Vorhang zum letzten Male geschlossen wurde, hörte man ein lautes Jubeln. Wie froh waren wir, daß alles so gut abgegangen war! Aber wir waren doch traurig, daß wir jetzt zum letzten Male die „H.M.S. Pinafore" gesungen hatten. Seit Oktober hatten wir fleißig geübt, und nun war alles vorüber!

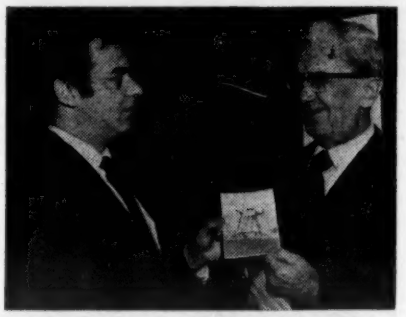
An einem gemeinsamen Mahl gaben wir unserem Direktor, Herrn Harold Redekopp, ein kleines Schiff, worauf „H.M.S. Pinafore" geschrieben stand, als Dank für seine große Mühe. Ein großes Dankeschön schulden wir auch unserer Drama-Direktorin, Frau Margaret Reimer. Sie haben aus einfachen Schülern gute Matrosen, schöne Damen und hohe Offiziere gemacht. Zuletzt danken wir Euch, den Zuschauern, für Eure treue Unterstützung. Hoffentlich hat Euch die Operette richtig gefallen.

Ihr werdet Euch wohl erinnern, daß im vorigen Mai die Chöre unseres MBCI nach Edmonton fuhren. In diesem Jahr machen unsere Chöre keine große Tour, sondern geben der 11. Klasse dieses Vorrecht. Da sie in diesem Jahr kanadische Geschichte studieren, möchten sie sich gerne anfangs Juni auf eine Reise nach Quebec begeben, um sich dort die historischen Plätze näher anzuschauen. Wir können gewiß sein, daß Gott ihnen auch in diesem Unternehmen nahe sein wird.

Irmi Wiebe

Dorfkomplex . . .
(Fortsetzung von Seite 1—4)

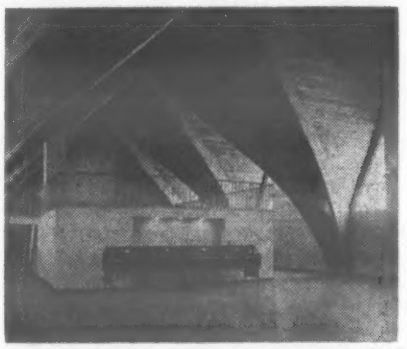
und es ist schon viel dafür geopfert worden. Das Städtchen Steinbach, die ländliche Munizipalität Hanover, haben sich schon eine Reihe von Jahren eine Steuer dazu aufgelegt. Unsere Regierungen von Ottawa und Manitoba haben wegen ihrer Jahrhundertfeiern im Jahre 1967 und 1970 beigesteuert. Kürzlich gab unser Premier, Ed Schreyer, eine Anzahlung von $17,000.00 zum Bau einer Windmühle im kommenden Sommer. Der Bau wird von einem holländischen Regierungsarchitekten geplant und später beaufsichtigt. Die Windmühle soll im Herbst schon Mehl mahlen, wovon wir dort Brot backen wollen. Ueberhaupt soll das ganze Dorf arbeiten, besonders am Pioniertag im September, wenn



J. J. Reimer (rechts) zeigt Premier Ed Schreyer das Bild einer früheren Schrotmühle, wie sie jetzt wieder aufgebaut werden soll.

unsere Leute dort zu Tausenden zusammenkommen. Das Ausstellungsgebäude sollte unbedingt auch so schnell wie möglich sehr vergrößert werden, damit wir noch viel mehr ältere mennonitische Sachen ausstellen können. Eine Sägemühle haben wir, aber noch keine Käsefabrik. Haben auch noch keinen Pionierladen. Obwohl sehr viel Arbeit frei getan wird, besonders von den Frauen, sind schon mehr als $150,000.00 gespendet worden, und alles ist bezahlt. In den nächsten drei Jahren sollte wohl das doppelte gespendet werden. Dazu werden wir ziemliche Unterstützung von der Regierung brauchen und von unserer ganzen mennonitischen Gemeinschaft, je nach dem man dafür Interesse hat. Kürzlich schickte ein Herr Bergen in Kitchener $100.00.

Niemand hat mit größerer Begeisterung an diesem Werk gearbeitet als die Frauen unter der fähigen Leitung von Frau Jakob H. Peters. Es scheint ja manchmal so, als ob unsere Frauen überhaupt nicht mehr müde werden. Wir wollen sehr dankbar dafür sein. In den letzten zwei Jahren sind auch schon sehr



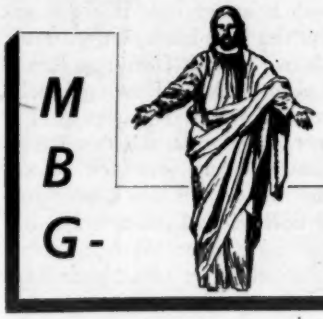
Innenansicht des Ausstellungsgebäudes des Mennonitischen Museums, Steinbach.

viele Lehrer von weit und breit, sogar aus den Staaten, mit ihren Schülern dort gewesen. Es scheint, als ob unter den Nichtmennoniten das Interesse gerade so groß ist wie unter uns. Da haben wir eine goldene Gelegenheit, über die Glaubensgeschichte unserer Vorfahren zu berichten und davon zu zeugen. Wir rechnen damit, daß am nächsten Pioniertag, wenn's nicht wieder regnet, 10 000 oder mehr Besucher kommen werden, um zu hören, zu schauen und zu erleben.

Wenn jemand passende alte Sachen, Bilder, Bücher oder anderes hat, der kann sich an Mr. John C. Reimer, Steinbach, Manitoba, wenden. Wenn jemand irgendwie mehr Auskunft über dieses Projekt haben möchte, der kann sich auch an den Unterzeichneten wenden. Ich werde versuchen, Auskunft zu geben. Alte Dinge sollten eine Geschichte haben, mit Datum, Namen usw.

Im Auftrage,

Peter J. B. Reimer
Rosenort, Manitoba



„Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur" (Mark. 16, 15).

Mission und Dienst

Meddelin, Kolumbien, vom Hause des Missionars Voth gesehen.

Eine neue Entwicklung bahnt sich an

Eine neue Entwicklung bahnt sich unter uns an. Es ist wenigstens in den letzten fünf Jahren unserer Kirchengeschichte etwas Neues.

Die Missionsbehörde hörte auf ihrer Frühjahrssitzung in Hillsboro einen Finanzbericht, der das Budget für 1970/71 balanciert zeigte, die erwarteten Beiträge von den Gemeinden waren genau auf der geplanten Höhe und die Verschuldung nimmt ab.

Die neue Entwicklung, die im Werden ist, bedeutet, daß unsere Bruderschaft wieder daran denken kann, neue Missionsprogramme zu planen, falls unsere Gaben das gegenwärtige Programm übersteigen.

Die Unterstützung des gegenwärtigen Programms ist am wichtigsten. Darin sind ($1,102,000 für 1971/72) unsere erprobten und bewährten Programme enthalten. Darin sind Veteranen unserer Missionsarbeit (160) betätigt, die Jahre der Erfahrung haben, dann Zuwendungen für die Nationalkirchen, die festbegründet sind und fast ganz auf eigenen Füßen stehen (die Gemeinden in Japan werden $48,000 ihres Budgets von $57,000 aufbringen). Dann unterstützen wir Führungsausbildung (Zuwendungen für Bibelschulen in Deutschland, im Kongo, in Indien, Japan, Peru, Kolumbien, Brasilien und Paraguay), Radioarbeit, Literaturverbreitung, medizinische Betreuung und Erziehung. Diese Arbeit bildet das Rückgrat unserer Mission und verdient unsere **ersten Gelder.**

Die Behörde hat bestimmt, daß nach Abzahlung dieser ersten Gelder in jedem Vierteljahr, der Rest für neue Programme mit hohem Vorzug verwendet wird.

Als erstes auf der Liste der neuen Projekte steht die Uebersetzung des Neuen Testamentes in die Kitubasprache mit einem Team der American Baptist Foreign Mission Society und Zuwendungen von der American Bible Society. Das Neue Testament ist fast beendet. Die Behörde hatte wegen der finanziellen Krise beschlossen, die Uebersetzungsarbeit nach Beendigung des Neuen Testamentes einzustellen. Jetzt jedoch, mit der Aenderung der Finanzlage, werden wir den Uebersetzer auf dem Felde halten können, sobald wir die Summe von $36,000 für jedes der Jahre 1971—1974 gesichert haben. Wir sind Menschen des Wortes. Diese Arbeit muß weitergehen und sie wird auch, wenn die Gemeinden der Gelegenheit Rechnung tragen.

Eine weitere neue Gelegenheit für unsere Gemeinden ist die Vorstoß-Evangelisation in Südbrasilien. Unser Grundbudget hat den Betrag für einen Planer dieser Arbeit enthalten. Die Pläne können ausgeführt werden, wenn die Gaben aus den Gemeinden das gegenwärtige Programm übersteigen.

Zuwendungen zum Bau neuer Kirchen in Oesterreich und Brasilien sind weitere Vorzugsprojekte in dem neuen Programm. Die Gemeinden in Joinville, Brasilien, und in Wien, Oesterreich, sind gegründet worden und bedürfen gewässert zu werden, damit sie wachsen. Sie bedürfen diese Zuwendungen zum Bau, um tiefer Wurzel zu fassen.

Unser Programm für 1971/72 ist unseren Einnahmen im Jahre 1970/71 gleich. Nach den Abrechnungen unseres Gebens in den letzten zehn Jahren und dem erneuten Interesse an der Mission Rechnung tragend, sollten wir in der Lage sein, die neuen Programme noch zu übertreffen.

Die Neuentwicklung in unseren Reihen besteht darin, daß jede Erhöhung in unseren Gaben für die Erweiterung der Mission verwendet werden soll. Wollen es tun!

Vernon R. Wiebe, Generalsekretär

*

Geburt einer Gemeinde in Kolumbien

Von Alvin Voth

Vor drei Jahren wurden die ersten Schritte unternommen, die MB-Gemeinde in Medellin, Kolumbien, zu gründen. Die gesellschaftlichen und religiösen Bedingungen und Einstellungen in dem Gebiet von Antioquia und deren Hauptstadt Medellin haben das Eindringen des Evangeliums zu einem langen und langsamen Prozeß gemacht.

Am 11. November 1970 wurde, nach vielen Gebeten, Hausbesuchen, Belehrungen, die MB-Gemeinde in Medellin ins Leben gerufen. Gott hat es getan!

Es war für uns alle ein erregender Tag. Eine Busladung Menschen mit ihren Familien und Freunden, Nachbarn und Interessenten und einigen Neugierigen, dann sieben Arbeiter des Christlichen Dienstes mit ihren Familien und zwei Missionare mit ihren Familien begaben sich an das Ufer eines kleinen Bergbaches, eine Stunde Fahrt von der Stadt ab. Hier waren wir Zeugen der Taufe von Luz Elena de Tangarrife, Amparo Mira, einer Schwester von Elena, und Nelly de Cardona, einer Nachbarin. Diese Leute sind die Erstlingsfrucht des Zeugnisses unserer Mission in dieser Stadt, des Zeugnisses eines früheren Bekehrten, Orfanio, der jetzt Luz Elenas Ehemann ist.

Später nahmen wir an einem großen Dankfest teil, als 22 Personen, die direkt oder indirekt mit der kleinen Gemeinde verbunden sind, am Mahl des Herrn teilnahmen. Die Zypressen am Wegesrand schützten uns nur teilweise vor dem leichten Regen, der bald nach der Taufe zu fallen anfing.

Luz Elenas Gatte Orfanio war schon früher getauft worden. Er ist einer der Erstglieder der kleinen „Iglesia Evangelica Hermanos Mennonitas de Medellin". Wir hatten Orfanio zum Herrn führen dürfen und durch ihn kam der Durchbruch in diesem Stadtteil, El Salvador genannt, zustande.

Wie in alter Zeit Israel die Erstlingsfrucht seiner Ernte dem Herrn weihte zu seinem ausschließlichen Gebrauch, so wurden auch diese ersten Seelen ihm empfohlen zu seinem Dienst. Es ist herrlich zu sehen, wie der Herr sie angenommen hat und sie braucht. Während ich dieses schreibe, etwa zwei Monate später, kann ich berichten, daß alle beigetragen haben, eine Anzahl Leute zum Herrn zu führen und wirken auch weiter eifrig und treu daran, noch andere zu gewinnen, besonders solche, die zu ihren Familien gehören.

Wir haben jetzt eine vereinigte Evangelisation in dieser Stadt, und diese Gläubigen bringen ihre Freunde, Familien und Nachbarn in die Versammlungen, und wir haben gesehen, daß eine ziemliche Anzahl von diesen sich für den Herrn entschieden hat. Wie herrlich!

Von Maddelin hat man kaum etwas in Nordamerika gehört, und zu lange hat die Mission dessen Potential für die Gemeinde Jesu Christi ignoriert. Es ist ein reiches kulturelles und industrielles Zentrum, die Hauptstadt einer Provinz, deren Bewohner stolz und progressiv sind. Es ist eine moderne Stadt, die sich einer Bevölkerung von einer Million rühmt und so schnell wie irgend eine südamerikanische Stadt wächst. Es ist die Textilhauptstadt Südamerikas und hat die niedrigste Arbeitslosenrate in ganz Kolumbien.

Gesellschaftlich und kulturell auf seine Religion und seine kommerzielle Tradition stolz, ist Meddelin eine Hochburg der römisch-katholischen Kirche in Südamerika. Hier, in einem der mächtigen katholischen Seminare, werden die Bischofskonferenzen abgehalten und Richtlinien für die gesamte westliche Halbkugel und darüber hinaus geschmiedet.

Die Leute sind im allgemeinen fanatisch und eifrig im Dienst ihrer Kirche. Es ist schwer, ihre Einwendungen und Abwehr zu durchdringen, aber wenn sie erst das Wort Gottes und den Herrn Jesus als ihren Heiland angenommen haben, werden sie, wie dereinst der Apostel Paulus, eifrig und feurig für den Herrn Jesus Christus.

Vor drei Jahren, als wir herkamen und die erste Untersuchung des Feldes unternahmen, gab es in der Stadt nur elf evangelische Kirchen. Heute gibt es deren schon 33 und Dutzende von Bibelstunden werden in Heimen abgehalten. Die phantastische Sache, die jetzt geschieht, ist die Teilnahme dieser Bibelstundengänger an der Evangelisation, wobei viele von ihnen sich für den Herrn entscheiden. Es hat ein wirklicher Durchbruch stattgefunden. Gott hat es wieder getan!

Eine große Aenderung in der öffentlichen Meinung, besonders unter denen, die in führenden Stellungen sind, hat stattgefunden. Vor drei Jahren weigerte sich die Presse und das Radio, Reklamen und Bekanntmachungen der Evangelisation aufzunehmen und Beamte weigerten sich, öffentliche Gebäude für die Versammlungen freizugeben. Heute bieten sie freie Bekanntmachungen an, und die Stadthalle wurde uns auf zehn Tage frei zur Verfügung gestellt.

Doch zu unserer kleinen Gemeinde zurück. In einigen Wochen hoffen wir, eine weitere Gruppe von Bekehrten taufen zu dürfen, die durch die vorigen Täuflinge gewonnen worden sind. Dann wird in fünf bis sechs Monaten diese Gemeinde in der Kraft des Herrn allein stehen müssen. Sie hat viele und mächtige Feinde, aber sie hat Christus und sein Wort. Sie hat den Heiligen Geist und wird in der Kraft des Geistes weitergehen, damit die Missionare weiterziehen können, andere Gemeinden zu gründen und zu pflegen.

Kanarische Inseln und Marokko

(Fortsetzung von Seite 3—4)

und sie fragen dann auch, wie sie einem gefällt.

Wir sind viel am Strand entlanggefahren, an dem immer hohe Wellen sind, was sehr hübsch aussieht, aber es macht es schwierig, einen Hafen anzulegen. Die ganze Küste von Marokko hat keinen natürlichen Hafen. Man sagt, diese Wellen gehen Sommer und Winter gleich stark, denn es ist die Dünung vom Atlantik.

Wir waren froh, nach fünf Wochen wieder nach Hause zu kommen, und wenn es im Januar auch ein kaltes Kanada ist. Es hört sich schön an, daß es Länder gibt, wo es immer warm ist, aber ich merke, daß die Hitze einem die Energie und die Kraft nimmt, und man empfindet einfach nicht den Drang, sehr zu arbeiten. Wenn die Menschen dort langsamer arbeiten, dann ist es eine natürliche Erscheinung.

Wir sind Gott dankbar, daß er uns bewahrt hat, daß wir unsere Kinder besuchen durften und etwas in die Arbeit des MCC und TAP hineinschauen durften, auch etwas die Missionsarbeit in Kinshasa beobachten konnten, und zuletzt, daß wir solch gutes Land haben, wohin wir zurückkehren dürfen.

Aus der alten in die neue Heimat

Lebensgeschichte eines schlichten Mennoniten

von Prediger Martin Hamm

(17. Fortsetzung)

In Elisawetgradka angekommen, wurde unser Kommando in den russischen Häusern einquartiert. Johann Nikkel und ich kamen zu einer armen Familie ins Haus. Bald ging es auf Arbeit. Am Morgen versammelte sich die Mannschaft beim Büro, erhielten das Gerät zum Holzfällen und dann ging es in den Wald, paar Werst entfernt.

Eines Tages aber kam unsere Mannschaft vor der Zeit und unverrichteter Sache, halb entkleidet, zurück zum Büro. Eine politische Parteigruppe, auch Bande genannt, hatte sie bei der Arbeit überfallen. Sie hatten ihnen nicht nur das Holzfällergerät weggenommen, sondern auch die von der Regierung zugeteilten Kleider und Soldatenröcke. Dazu sollten sie den Befehl an unseren Offizier abgeben, nicht mehr als Kommando im Walde zu erscheinen. Unsere Vorgesetzten bekamen große Furcht. Keiner ging fortan mehr auf Arbeit. Alle lagen sie herum. Es war ja keine Ordnung im Lande.

Wehrersatzdienst in der Roten Armee. Auf dem Bilde (v.l.n.r.) vorne Johann Nikkel, Jakob Penner; hinten Martin Hamm und Peter Janzen.

Leider gab es auch fast keinen Proviant mehr. Einmal pro Tag gab es ein Stückchen Brot, schwarz und halbgar und hart. Das reichte nicht einmal für eine Mahlzeit, um sich halb satt zu essen. Das Essen von zu Hause war verzehrt. Nur Prips, von Roggen gebrannt, hatten wir noch etwas im Beutel. Davon kochten wir uns Kaffee und tranken bis zu acht Tassen voll, um etwas im Magen zu haben. Der Wirt selbst, wo wir im Quartier waren, hatte sehr wenig für seine Familie und gab uns nie etwas. Seine Kuh fütterte er mit dem Stroh des Daches. Habe nie so gehungert, wie damals. Hier war ich mit Johann Nikkel im Quartier. In der vielen freien Zeit studierte ich hier das Johannesevangelium. Man hatte Nachricht nach Hause geschickt, daß wir hier sehr an Hunger litten. Viele wurden krank. Der Flecktyphus herrschte überall. Unser Offizier wurde auch krank und starb. Er war einer aus dem alten Regiment und war uns wohlgesonnen. Doch nicht so der Politruk und der Wojenkom. Diese traten für die Sache der Roten ein. Als wir uns am Weihnachtsabend zu einem Gottesdienst versammelten, mußten wir erst Erlaubnis von ihnen haben, und sie waren dabei, um die Versammlung zu überwachen. Ich wurde gebeten, über das Weihnachtsthema etwas zu sagen. Ich tat es, jedoch mit Furcht.

Endlich traf der erste Wagen mit Proviant von Sagradowka ein. Die Orloffer bekamen zuerst Essen. Da ich einen guten Freund unter den Orloffern hatte, ging ich ihn besuchen. Er verstand meinen Besuch auch sofort und setzte mir Essen vor. Ich bin ihm heute noch sehr dankbar dafür und werde es ihm nie vergessen. Es war Jakob Peters, heute noch in Clearbrook, B. C. wohnhaft. Wie tut Hunger doch weh! Nachts konnten wir vor Hunger nicht schlafen. Wir dachten und sprachen davon; wenn wir wenigstens das hier bekämen, welches wir zu Hause nicht gemocht hätten. Da waren die Kartoffeln mit Schale und die Wareniki; wie würden uns die jetzt munden. Mancher hat auch Buße getan und Gott versprochen, nie mehr zu mäkeln. Uns Schönauern wurde mitgeteilt, daß noch ein Wagen mit Proviant aus unserem Dorfe für uns auf dem Wege sei. Leider kam er zu spät für mich. Ich wurde plötzlich sehr krank an Flecktyphus. Man brachte mich ins Hospital nach Elisawetgrad. Wie das geschah, davon weiß ich nichts. Ich war bald bewußtlos und blieb es wohl etwa zwei Wochen. Nur von einer Gelegenheit weiß ich, wo ich mit Hilfe von Krankenpflegern über den Hof des Krankenhauses in einen anderen Raum gebracht wurde. Langsam kam ich nach einigen Wochen wieder zum Bewußtsein. Ich war aber sehr, sehr schwach. Ich schlief fast immer. Wenn man mir den Payok zuteilt, weckte man mich und zeigt mir den, damit er nicht gestohlen würde. Unter dem Kissen versteckte ich alles und schlief weiter. Als das Gedächtnis zurückkam, sehnte ich mich ganz furchtbar. Nur noch einmal sehen wollte ich alle, dann wäre ich auch willig zu sterben. Der Arzt sagte immer wieder: „Wenn du nicht solch ein starkes Herz gehabt hättest, hättest du es nicht gemacht." Ich wurde täglich stärker. Bald konnte ich wieder, mich an den Wänden haltend, die Halle des Krankenhauses entlang gehen.

Nun zeigte man mir noch eine Leiche. Ich sollte Zeuge sein. Er war einer der Unseren, ein Nikkel von No. 5. Wie leicht hätte ich das sein können. Nun meldete ich mich auch vor die ärztliche Kommission. Weil ich notlich gehen konnte, wollte ich bloß nach Hause, so sehnte ich mich. Es war eigentlich viel zu schnell. Aber die Krankenhäuser waren so überfüllt, daß man gerne losließ. Schnell nahm ich meine paar Sachen und eilte den anderen Entlassenen nach, die auch zum Militärbüro wollten, um die Eisenbahnkarte für die Fahrt ins Kommandolager und Urlaub auf zwei Monate zu bekommen. Wegen meiner Schwäche kam ich gar nicht nach, sah nur noch, wo sie um eine Ecke drehten. Schließlich fand ich doch dahin. Todmüde öffnete ich die Tür. Aber welch ein erstickender Tabacksgeruch schlug mir da entgegen. Ich spürte schon, daß ich wieder ohnmächtig wurde. Schnell schlug ich die Tür wieder zu und setzte mich auf die von Glatteis bedeckte Schwelle vor die Tür. Es kühlte von unten und so bliebe ich wach. Da fragte ich einen Vorübergehenden, wo man hier Nachtbleiben könnte. „Nirgends", sagt er, „alles ist überfüllt." Wie sollte das nun? Ich konnte nicht mehr, niemand kümmerte sich um mich. Ich dachte so an die Vielen in dieser Zeit, die so beim Reisen umkamen und niemand von den Ihren wußte davon, erfuhr etwas davon. Sie blieben verschollen. Der Hunger und der Typhus forderten so viele Opfer. Die Züge waren überfüllt. Man saß auf den Dächern der Waggonne, stand zwischen den Puffern, oder von außen auf den Treppen des Waggons.

Vor der Hand war ich um Nachtquartier besorgt. In der Not betete ich zu Gott: „Herr, ich kann nicht weit gehen, gib mir jenen Eingang zum Haus vor mir, als Nachtquartier." Dann ging ich, mich schleppend über den Hof zu der Tür und klopfte an. Eine alte jüdische Frau erschien. Ich klagte ihr meine Not und bat um Nachtquartier. Ohne zu zögern, ließ sie mich ein. Machte mir sogar das Lager auf einer Kiste. Sie gab mir auch noch ein Stückchen Brot, welches ich mir in die Tasche steckte. Sie war auch nur eine arme Frau. Wie dankbar war ich für diese offensichtliche Gebetserhörung. Der Herr war mit mir. Er war mir so nahe. Nun wußte ich, er wird mich auch nach Hause bringen. Bald war ich fest eingeschlafen. Es war am Morgen, als ich erwachte. Wieviel stärker fühlte ich mich jetzt. Nachdem ich mich bei der alten Jüdin herzlich bedankt hatte, begab ich mich zum Bahnhof. Auf eine Fahrkarte in jenem verräucherten Büro hatte ich keine Hoffnung. Das könnte noch lange dauern. Auf der Station stand schon eine lange Schlangenreihe vor dem Schalter. Auch ich stellte mich als Hinterster in die Reihe, um eine Fahrkarte zu kaufen. Ich stand vielleicht eine Stunde. Die Reihe wurde immer länger. Der Schalter blieb verschlossen. Die Züge seien alle überfüllt. Ich nahm Platz auf einem breiten Fenstersims, denn ich konnte unmöglich länger stehen. Dort schlief ich sitzend ein.

Da hörte ich den schrillen Ton der Lokomotive. Ein Zug lief ein. Wie so viele in jener Zeit, versuchte auch ich auf den Güterzug zu kommen. Soldaten wurden darauf transportiert. Ich ging von Wagen zu Wagen und bat um Einlaß. Niemand nahm mich auf. Da merkte ich, wie Männer auf den Kohlenbunker der Lokomotive krochen. Mit größter Anstrengung kletterte auch ich hinauf und kam auf die Kohlen zu sitzen. Nur die Beine konnte ich schon nicht hinaufziehen, ich war zu schwach. Rücklings ließ ich mich nieder und schlief bald ein, trotzdem ich mir vorgenommen hatte, nicht zu schlafen. Ich wollte nur ein paar Stationen weiterfahren, dann mußte ich umsteigen auf der Station Snamenka. Der Name Snamenka war in großen elektrischen Lichtern am Stationsgebäude zu lesen, das wußte ich. Daran wollte ich die Station erkennen und dann absteigen. Aber kaum hatte ich dieses bedacht, so war ich fest eingeschlafen. Kein Schnauben der Lokomotive, kein brausender Sturm über mir in der Dunkelheit der Nacht, keine Kälte noch sonst was, schreckte mich aus meinem festen Schlaf. Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht. Weiß auch nicht, wieviel Stationen ich vorbei gefahren war. Da wurde ich mit einmal wach. Zum Schrecken wurde es mir bewußt, daß ich fest geschlafen habe. Jedenfalls war ich viel zu weit gefahren. Der Zug hielt an. Die meisten stiegen ab. Ich suchte am Stationsgebäude nach dem Namen „Snamenka". Es war nichts zu sehen. Ich stieg doch ab, und mit Erstaunen erfahre ich, daß es Snamenka ist, wo ich umsteigen sollte. Nun erfuhr ich auf's neue: „der Herr ist mein Begleiter." Die Station war überfüllt mit Menschen, niemand durfte liegen. Es war aber noch nachts, und unser Zug sollte erst am folgenden Morgen abfahren. Ich konnte weder stehen noch sitzen, so schwach war ich. Hatte ja auch nichts am vorigen Tag gegessen, außer etwas an dem Stückchen Brot von der Jüdin geknabbert.

(Fortsetzung folgt)

Der Neuschnee

Erzählung von Margot Benary-Isbert

Langsam, in großen flaumigen Flocken hat es zu schneien angefangen. „Siehst du, Mutti, das ist schon der Neuschnee für den Vater! Heut früh sind auch die Schneefinken gekommen, die wissen doch immer Bescheid."

Die Mutter ist nicht so froh über den Schnee. Er hätte ruhig noch warten können, bis sie wieder unter Dach und Fach sind. Es geht sich nicht gut in dem frischgefallenen Schnee. Auch ist sie müde, und es fängt schon an, dämmrig zu werden. Den Esel haben sie auch nicht getroffen, obwohl Annegret überall nach ihm ausgespäht hat. Seit sie den Wald und Maran hinter sich gelassen haben, ist kein Baum, kein Strauch, kein Haus und Zaun mehr zu sehen. Alles ringsum ist in die kalte, sanfte, grauweiße Dämmerung des Schneefalls gehüllt. Kein Laut weit und breit, nur das watteweiche, unaufhaltsame Rieseln der Flocken. „Wollen wir uns nicht irgendwo ein kleines bißchen hinsetzen und ausruhen?" fragt Annegret, nachdem sie eine Weile schweigsam dahingestapft sind.

„Das dürfen wir nicht", antwortet die Mutter. „Du weißt doch, was der Sterngucker vom Gletscher erzählt hat. Wenn sich die Bergsteiger da hinsetzen und ausruhen, schlafen sie ein, und der Schnee deckt sie zu." — „Einschlafen wär' schön", sagt Annegret müde.

„Aber nein, das tun ordentliche Wanderer nicht. Was würde der Vater sagen, wenn er morgen käme und wir ständen nicht an der Bahn! Paß auf, nur noch ein kleines Stück, dann müssen wir die Lichter vom Berghotel sehn, und dann sind wir in zehn Minuten in unserer gemütlichen warmen Stube." — Sie gehen und gehen. Maran ist nur eine halbe Stunde Weges vom Prätschlihotel, sie sind oft in der warmen Mittagssonne hier spazierengegangen. Aber in der undurchdringlichen weißen Dämmerung sieht alles so anders aus. Kaum zehn Schritt weit kann man blicken. Die Maraner Lichter sind verschwunden, und man hätte sie eigentlich bis zum Tobelbrückchen sehen müssen. Aber auch das Brückchen ist nicht da.—

„Ich glaube, wir kehren um und gehen nach Maran zurück", sagt die Mutter. „Gleich hinter den Häusern müssen wir zu weit rechts abgekommen sein, weißt du, auf den kleinen Weg, den die Leute von den Tschuggenhütten notdürftig offenhalten."

„Und den Esel treffen wir jetzt auch nicht mehr", sagt Annegret traurig. „Am Ende verschneien wir, Mutti, und dann tut mir der arme Vater so schrecklich leid."

„Ach was", sagt die Mutter forscher, als ihr zumute ist. „So schnell verschneit man nicht, noch dazu in der Nähe bewohnter Häuser. Vielleicht schicken Busers die Träuti aus, uns zu suchen, so wie es die Mönche auf dem Großen Sankt Bernhard mit ihren Hunden machen."

Aber das kann Annegret nicht glauben. Die Träuti ist kein Bernhardiner, sondern ein verwöhntes, ziemlich faules Hündchen, das am liebsten hinter dem Ofen liegt und nicht daran denkt, in Schnee und Dunkelheit hinauszulaufen. „Eine Schlummerrolle ist die Träuti", sagt Annegret, „weiter nichts."

Die Mutter zweifelt nicht mehr, daß sie sich verlaufen haben; sie beschließt, nur noch bis zur Wegbiegung zu gehen, von der man vielleicht irgend etwas sieht. Sonderbar, wie fremd und feindlich so eine Schneelandschaft auf einmal aussehen kann! Es müßte schon ein besonderer Glücksfall sein, wenn sie bei diesem Schneetreiben und in der abendlichen Stunde noch jemandem begegneten, der ihnen den Weg weisen könnte.

„Sieh mal, Mutti, da ist eine Bank!" ruft Annegret plötzlich. „Ach, laß uns doch ein einziges, kleines, winziges Minütchen hinsetzen und ausruhen, bitte!"

Ja, was da aus dem Schnee guckt, sieht wirklich wie die braune Kante einer Bank aus. Aber irgend etwas stimmt nicht dabei. Jede Bank müßte längst in dem tiefen Schnee begraben sein. — Einerlei, denkt die Mutter, einen kurzen Augenblick könnte man sich wirklich hinsetzen, die Gedanken sammeln und dieser schauderhaften Angst Herr werden, die das Herz zusammenpreßt wie eine eiskalte Hand. Nur nicht die Nerven verlieren! denkt sie; nur nicht Annegret etwas merken lassen!

Sie setzt sich erschöpft auf die braune Kante und nimmt Annegret unter ihren aufgeknöpften Pelzmantel, wo die sich wohlig und schläfrig einkuschelt. „Nicht einschlafen!" warnt die Mutter, und sie wiederholt es immer wieder, um sich selbst wachzuhalten. „So! Nun sind wir schön ausgeruht, nicht wahr? Jetzt gehn wir den Weg zurück, dann müssen wir ja wieder nach Maran kommen, und dort bitten wir jemand, uns heimzuführen."

„Nein!" ruft Annegret ganz laut. „Ich bin noch nicht ausgeruht, wir haben uns ja eben erst hingesetzt."

In Augenblick hören sie plötzlich etwas in der großen Stille: ein Rascheln und Schnauben, ein Scharren und Klopfen!

„Was war das?" fragen sie beide wie aus einem Mund. Es war, als kämen die Geräusche unter der Bank hervor. Und jetzt ruft auch eine Stimme. Ja, sie hören es ganz deutlich:

„Hallooo!" ruft jemand.

Man kann in der rieselnden Eintönigkeit des Flockenfalls nicht unterscheiden, ob die Stimme von oben oder unten, von rechts oder links kommt, aber eine menschliche Stimme ist es, das ist ganz sicher.

„Hallo!" antworten sie zweistimmig.

„Was isch?" ruft es zurück. „Sitzt denn da eber uf mei'm Dach?"

Im Nu sind sie aufgesprungen, glücklich, erlöst und befreit. Sie steigen auf die Bank, um Umschau zu halten. Aber das ist eine seltsame Bank, auf der sie gesessen haben, es ist der Dachrand einer verschneiten, am Hang gelegenen Hütte. Vorn, an der Talseite, die vom Schnee freigeschaufelt ist, steht ein Mann und schaut kopfschüttelnd zu ihnen herauf. Er sagt etwas in der rauhen Mundart der Berge. Dazu lacht er, immer noch kopfschüttelnd, leise in sich hinein.

„Grüezi", sagt die Mutter, „ich glaube, wir haben uns verlaufen."

„Das glaub' ich auch", sagt der Mann nun in langsamem und mühsamem Hochdeutsch, denn er hat gemerkt, daß es Fremde sind, die ihm da aufs Dach flogen wie zwei Schneefinken. „Noch hundert Meter weiter, und Sie wären am Absturz gewesen. Kommen Sie herein. Aber tun Sie leise, die Frau schläft."

Die Mutter und Annegret brauchen nur ein paar Schritte zu tun, da stehen sie an der Tür der Hütte. Drinnen ist es hell und warm. Sie sehen einander an und können es noch nicht fassen, daß nun alles gut ist.

Wenn der Mann sie nicht gehört hätte! denken sie beide schaudernd.

Der Winter ohne Ende

Erzählung von Maria Gripe

Der Winter nahm wohl nie ein Ende. Der Schnee stöberte, es war kalt und windig. Die Nasenspitzen waren rot gefroren, und die Backen glühten wie feurige Kohlen. Man kriegte Schnee in die Stiefel, Schnee unter die Mütze, Schnee hinter den Kragen.

„Nun muß es aber bald Schluß sein mit dieser Wirtschaft. Ich will jetzt, daß der Frühling kommt", sagte Hugo.

Der Wind fiel über sie her, sie strengten sich an, um vorwärts zu kommen, ihre Augen waren geblendet vom Schnee. Sie beeilten sich, sosehr sie konnten, um in die Schule und unter Dach zu kommen.

„Ist sie schon da?" fragte Josefine eifrig. Hugo nickte.

Der Schlüssel steckte in der Tür. Das bedeutete, daß Fräulein Sund drinnen saß. „Willst du allein reingehen?"

„Komm ruhig mit rein."

Sie pochten an die Tür.

„Herein."

Die Lehrerin saß vor dem Harmonium. Sie war dabei, es abzustauben.

„Wir hätten gern über eine bestimmte Sache mit ihnen geredet."

„Soso", sagte Fräulein Sund. „Und was denn?"

„Ich könnte natürlich sagen, unsereinen ginge das nichts an", begann Hugo und sah die Lehrerin ernsthaft an. „Wenn man aber in die Schule geht, dann wird man ja in alles mögliche reingezogen, was so vorkommt."

„Ja sicher", sagte die Lehrerin. „Nur heraus mit der Sprache."

Hugo warf einen schnellen Blick durchs Fenster. Draußen schneite und schneite es. „Es ist was mit dem Lied *Die güldne Sonne*", sagte er dann.

„Ja? Aber ich verstehe nicht — was meinst du denn, Hugo?"

„Ich meine, wir sollen ja nicht reden, ohne nachzudenken. Sollen wir denn singen, ohne nachzudenken?"

Fräulein Sund schüttelte den Kopf, sah aber noch verständnisloser aus.

„Natürlich soll man über das nachdenken, was man singt. Was hat das denn nun aber mit *Die güldne Sonne* zu tun?"

Hugo fuhr sich mit der Hand mehrmals eifrig durchs Haar, dann erklärte er der Lehrerin freundlich, aber bestimmt, was er meinte. Er bat sie, es ihm nicht übelzunehmen, aber wenn er an diesen Winter dachte, der jetzt seit Monaten hier tobte, dann kam es ihm ein bißchen sinnlos vor, wenn er dastand und Morgen für Morgen „voll Freud und Wonne" sang und für die Sonne dankte, die sich nie blicken ließ.

„Es hilft nichts, aber es ist, als stünde man nur da und sperrte den Mund auf, ohne nachzudenken."

„Aber es ist doch ein Morgenchoral", antwortete Fräulein Sund, „und die Sonne geht doch immer auf, auch wenn man sie nicht sieht."

„Das weiß ich", sagte Hugo, „aber man kommt sich trotzdem dämlich vor, wenn man dann von einer güldenen Sonne kräht, und dabei haben wir all die Zeit nur graue Tage gehabt . . ."

„Schon seit November", unterbrach Josefine ihn. „Es schneit Tag für Tag. Nie wird es Frühling."

Zwischen den Brauen der Lehrerin zeigte sich eine Falte, sie sah nicht ärgerlich aus, nur verblüfft.

„Liebes Kind, du denkst doch nicht etwa, der Frühling kommt schneller, wenn wir aufhören, *Die güldne Sonne* zu singen? Ich verstehe nicht, was du dir vorstellst."

Josefine schaute hilfesuchend zu Hugo hin, und er nahm wieder das Wort. „Josefine meint, der liebe Gott könnte es übelnehmen, er könnte meinen, wir wollten ihn drängeln."

„Oder wir wollten ihn verhöhnen", fügte Josefine hinzu.

„Oder er merkt, daß wir überhaupt nicht nachdenken, und das wäre am schlimmsten, finde ich."

Die Lehrerin lächelte milde.

„Aha", sagte sie immer wieder, „aha."

„Und dann ist es ja auch so fürchterlich eintönig für den, der jeden Morgen dasselbe Lied jault, und für den, der es mit anhören muß."

„Du meinst also, Hugo, der liebe Gott ist *Die güldne Sonne* allmählich leid geworden?"

„Das wäre nicht unmöglich."

Die Lehrerin sah Hugo mit einem Ausdruck an, der zwischen Lachen und Ernst schwankte.

„Daß du so einige Dinge in der Schule schon lange leid bist, Hugo, das habe ich allerdings gemerkt."

Er sah sie prüfend an.

„Wenn Sie's schon selber sagen, es stimmt. Viel Abwechslung gibt's nicht. Da ist das mit den starken Endungen und den schwachen Endungen, und dann wird ein Stück gesungen und dann eine Zahl gerechnet und eine Zeile gelesen. Und dann fängt es wieder von vorne an mit schwachen Endungen und starken Endungen. Ich kann das jetzt alles."

„Aber, siehst du, Hugo, die anderen, die können es noch nicht, wir müssen vor allem an die denken."

„Davon habe ich auch gar nichts gesagt. Sie haben selber gefragt, Fräulein Sund. Und wenn man bloß nicht mehr den Tag mit *Freud und Wonne* anzufangen brauchte, dann mag das andere hingehen . . ."

Die Lehrerin antwortete nicht sofort, sie saß in Gedanken versunken da und schüttelte hin und wieder den Kopf.

Dann schaute sie zum Fenster hin. Die Schneeflocken waren riesengroß.

„Ich werde mir die Sache durch den Kopf gehen lassen", sagte sie.

„Vielen Dank, das ist sehr freundlich."

Die Glocke läutete. Die Lehrerin hob die Hand und zeigte auf die Tür. „Sagt den anderen, sie sollen hereinkommen. Es wird Zeit, daß wir anfangen."

Es dauerte eine Weile, bis alle auf ihren Plätzen waren. Josefine wartete mit Spannung darauf, was nun kommen würde.

Als die Lehrerin mit dem Vorspiel begann, schaute Josefine sich stolz um. *Gott des Himmels und der Erden* anstelle von *Die güldne Sonne*. Sie hatten also Erfolg gehabt.

WALTER J. KEHLER
B.A., LL.B.
Rechtsanwalt und Advokat
Richardson, Taylor, Huband, Wright, Norrie & Kehler
Telefon: 942-7467

Die Pflege der Nüchternheit

(Prediger G. D. Hübert, Winnipeg)

„So lasset . . . uns wachen und nüchtern sein" (1. Thess. 5, 6b).

Das Wort „nüchtern" kommt in der Heiligen Schrift laut Luthers Uebersetzung zehnmal vor. Paulus braucht das Wort siebenmal und Petrus dreimal. Zur Nüchternheit fordert Paulus die parteiischen Korinther auf (1. Kor. 15, 34), die gefühlvollen Thessalonicher (1. Thess. 5, 6. 8), die Widerspenstigen (2. Thess. 2, 25. 26), die Jungen (2. Tim. 2, 22), die Alten (Titus 2, 2), die Weiber (1. Tim. 23, 11) und die Bischöfe (1. Tim. 3, 2). Petrus läßt seine Ermahnung zur Nüchternheit an die Gemütsvollen ergehen (1. Petri 1, 13), an die Schwergeprüften (1. Petri 5, 8) und an diejenigen, die in Gefahr sind, das Gebot zu unterlassen (1. Petri 4, 8). Haben Petrus und Paulus die Christen zur Nüchternheit ermahnt, so ist daraus zu erkennen, daß sie dieselbe als etwas Wichtiges angesehen haben. Mit diesem wichtigen Thema über Nüchternheit wollen wir uns jetzt etwas beschäftigen. Erst wollen wir wissen, was Nüchternheit ist und dann wollen wir sehen, wie sie zu pflegen ist.

I. Was ist Nüchternheit?

1. Was ist die Nüchternheit nicht? Es ist nicht eine Beschwerung durch Genüsse oder Sorgen, wodurch man herabsinkt zu einem Zustand des Gebundenseins. Es ist auch nicht eine Begeisterung, wodurch man hoch emporsteigt und in das Gebiet der Nebel gerät, wo man schließlich nur das sehen kann, was in greifbarer Nähe liegt. Es ist auch nicht eine schwärmerische Unbesonnenheit, wodurch der Mensch in eine Verirrung seiner Phantasie gelangt.

2. Was ist Nüchternheit? Nüchternheit ist eine Ueberlegung, wobei man nach Motiven, Auswirkungen und Folgen einer Sache fragt. Ein Mensch, der da nüchtern ist, sieht eine Sache, so wie sie ist. Er faßt eine Sache richtig auf und beurteilt sie auch richtig. Sein Denken, Reden und Tun ist auf das Heilsame, Gute und Edle gerichtet. Er ist besonnen, mäßig und enthaltsam. Er ist Herr über sich selbst und weiß das richtige Maß, die nötige Schranke und das segenbringende Ziel festzuhalten.

II. Wie pflegt man Nüchternheit?

1. Nicht, indem man sich von seinem eigenen menschlichen Denken, Fühlen und Wollen bestimmen läßt. Das Denken des Menschen ist verfinstert (Eph. 4, 18), so daß man sich darauf nicht so sehr verlassen darf. Durch die Sünde ist es soweit gekommen, daß das Denken des Menschen dem Denken Gottes oft entgegen ist. Sogar dem Apostel Petrus mußte eine Rüge in seinem Denken ausgesprochen werden. Jesus sagte zu ihm: „Du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist" (Matth. 16, 23).

2. Das Fühlen des Menschen ist auch nicht zuverlässig. Elias wünschte zu sterben, er aber sollte noch Könige krönen und seinen Nachfolger salben und segnen (1. Kön. 19, 15—16).

3. Auch das Wollen des Menschen darf nicht zu hoch gepriesen werden, denn vielfach geht es direkt gegen den Willen Gottes. Oft wollte der Herr Jesus die Stadt Jerusalem um sich sammeln wie eine Henne ihre Küchlein versammelt, Jerusalem aber wollte nicht (Matth. 23, 37).

Nüchternheit wird gepflegt, wenn man sich von der Heiligen Schrift bestimmen läßt. Sie zeigt uns, was für eine Stellung wir einnehmen sollen uns selbst gegenüber, zu unsern Mitchristen, zur Gemeinde und zur Welt. Obzwar viele Dinge zu erwähnen wären, zu welchen wir eine nüchterne Stellung einnehmen sollten, so begrenzen wir uns doch auf die vier, die wir schon genannt haben.

Was für eine Stellung sollen wir uns selbst gegenüber einnehmen? Petrus hielt bei dieser Gelegenheit von sich zu hoch. Er stellte sich höher als all die anderen Jünger und sagte zu Jesus: „Wenn sie auch alle sich an dir ärgerten, so will ich doch mich nimmermehr ärgern" (Matth. 26, 3). Mit solch einer Stellung wurde Petrus schmerzlich zu Schanden, denn kurz nach dem erwähnten Ausspruch verleugnete er seinen Heiland (Matth. 26, 69—75). So wie Petrus sich zu groß dünkte, so hielt Mose bei seiner Berufung zu wenig von sich. Als Gott ihn als Leiter des Volkes Israel berief, glaubte er, daß er nicht die richtige Person für den Posten sei, daß er nicht die entsprechenden Fähigkeiten besaß, daß er keine Botschaft habe und daß er nicht im Stande sei, das Volk Israel für sich zu gewinnen (2. Mose 3, 11. 13; 4, 1. 10).

Die Stellung des Petrus war extrem nach der einen Seite und die des Moses nach der anderen Seite. Paulus aber zeigt uns, was für eine Stellung man sich selbst gegenüber einnehmen soll. Er sagte: „Denn ich sage durch die Gnade, die mir gegeben ist, jedermann unter euch, daß niemand weiter von sich halte, als sich's gebührt zu halten, sondern daß er von sich mäßig halte, ein jeglicher, nachdem Gott zugeteilt hat das Maß des Glaubens" (Röm. 12, 3). Auf Grund dieses Wortes soll man sich nach dem, was man in Wirklichkeit ist, abschätzen.

Wie soll man in aller Nüchternheit zu seinem Mitchristen stehen? Schwärmerei, zügellose Begeisterung und Verehrung für den Mitchristen sei ferne von einem Gläubigen. Jesus wies die Verehrung, die man ihm als irdischem König zollen wollte, als er die Leute mit Brot und Fisch gespeist hatte, entschieden zurück.

Andererseits sollen wir unsere Mitchristen nicht verachten. Paulus wurde von den Galatern so verachtet, daß er in seinem Brief an die Galater etliche Kapitel verwenden mußte, um sich vor ihnen als Apostel zu behaupten (Gal. 1, 1—2). Auch in Korinth waren die Christen unnüchtern; sie waren parteiisch. Manche waren sehr für einen ihrer Diener begeistert, aber sie verachteten den andern um so mehr. So machten es alle Gruppen in Korinth. Paulus aber rügte solch ein Vorgehen scharf und ermahnte sie, nüchtern in ihrem Urteil über ihre Diener und Brüder zu sein (1. Kor. 3, 4—10).

Welches ist nun die Norm, nach der wir unsere Mitchristen abschätzen sollen? Zwei Schriftworte geben uns darüber eine treffliche Antwort. Sie lauten wie folgt: „Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor" (Röm. 12, 10) und „Nichts tut durch Zank oder eitle Ehre; sondern durch Demut achte einer den andern höher denn sich selbst" (Phil. 2, 3). Diese Schriftworte geben keinen Raum für Verehrung, zügellose Begeisterung oder Schwärmerei, aber auch nicht für Geringschätzung und Verachtung.

Welche Stellung soll man der Gemeinde gegenüber einnehmen? Darin gilt es, vorsichtig zu sein, um nicht in ein Extrem zu geraten. Die Gemeinde wird in der Heiligen Schrift als Autorität angesehen, jedoch darf sie nur soweit als solche angesehen werden, wie sie mit Gott und Gottes Wort in Einklang steht. Andernfalls stellen wir uns auf den Boden der katholischen Kirche, die sich selbst als höchste Autorität ansieht und nicht die Heilige Schrift.

Das andere Extrem ist, daß man die Gemeinde überhaupt nicht anerkennt. Man stellt sich auf den Boden der Gemeindelosigkeit und glaubt, darohne fertig zu werden. Dieser Gefahr sind wir heute besonders ausgesetzt. Gemeindelosigkeit aber findet in der Heiligen Schrift keinen Grund. Wird ein Mensch wirklich gläubig und erlebt er eine Wiedergeburt, so soll er sich auch der Gemeinschaft der Gläubigen anschließen (Apg. 2, 47) und voll an der geistlichen Arbeit der Gemeinde mitziehen. Ihm gilt dann das Wort: „Und dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes" (1. Petri 4, 10).

Wie kann man eine nüchterne Stellung zur Welt einnehmen? Viele Christen haben nicht den richtigen Geist einer Absonderung von der Welt ergriffen. Sie separieren sich gänzlich von der Welt. Die Mönche und Nonnen in den Klöstern sind ein Ausdruck solch einer Auffassung.

Es gibt aber auch eine entgegengesetzte Anschauung in der Stellung zur Welt. Anstatt daß man sich von der Welt absondert, geht man mit ihr mit, teilt ihre verderblichen Freuden und trinkt denselben Becher der Sünde. Gegen solch ein Benehmen streitet das Wort aus dem ersten Psalm. Da heißt es wie folgt: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen noch tritt auf den Weg der Sünder noch sitzt, da die Spötter sitzen" (Psalm 1, 1).

Die richtige nüchterne Stellung zur Welt ist, daß man daran denkt, daß man wohl in der Welt ist, aber nicht von der Welt. Wir wollen die Welt nicht verdammen oder ihr Unheil wünschen, so wie Johannes und Jakobus es mit der Stadt Samaria machen wollten. Sie wünschten, daß Feuer vom Himmel fallen und Samaria verzehren sollte. Wir wollen die Welt nicht hassen, sondern lieben, und zwar in dem Sinne, wie Gott es getan hat (Joh. 3, 16). Jedoch wollen wir in keinerlei Weise mit der Welt mitsündigen und auch kein Verlangen und keine Liebe mit dem sündlichen Treiben der Welt haben. Das folgende Wort gibt der Gesinnung eines Christen darin Ausdruck: „Habt nicht lieb die Welt noch was in der Welt ist. So jemand die Welt liebhat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. Denn alles, was in der Welt ist, des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Leben, ist nicht vom Vater, sondern von der Welt. Und die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit" (1. Joh. 2, 15—17). Unsere Liebe zur Welt ist eine erbarmende Retterliebe, aber nicht eine Liebe zur Sünde, die die Welt treibt.

Aus der Ausführung haben wir gesehen, daß es gilt nüchtern zu sein und Nüchternheit zu pflegen auf den mancherlei Gebieten des Lebens und in der Stellung, die wir nach verschiedenen Richtungen hin einzunehmen haben. Möchte der Herr dazu Gnade schenken! Das ist unser Wunsch und Gebet. Amen.

An Invitation To Acquaint Yourself With The

MENNONITE WEEKLY REVIEW

►The Inter-Mennonite Newspaper published at Newton, Kansas.

►Now in its 49th year.

►Circulated nationally and internationally among approximately 16,000 subscribers.

FOR MARCH ONLY

Special Introductory Offer

For NEW Readers

ONE FULL YEAR, $3.00

(Offer ends March 31. Valid only for residents of Canada.)

Clip the Coupon—Mail a Subscription Today

MENNONITE WEEKLY REVIEW
Box 568, Newton, Kansas 67114, U.S.A.

Regular Price
$4.50 a Year

Enclosed find $_____ for which send the Review to my address for one full year (I am a NEW reader) ☐; . . . . to the following NEW readers ☐, as listed below:

Name _____

City _____ Province _____

Name _____

City _____ Province _____

My Name _____

City _____ Province _____

☐ Please Send Sample Copy

FRAUEN- UND FAMILIEN-DIENST

Die Freiheit der Frau durch Christus

Wir haben schon manches Wertvolle über die Frauenfrage gehört. Man sagte von einem gewissen Prediger: „Er fängt mit der Schöpfungsgeschichte an und hört mit der Offenbarung auf." Mir geht es beinahe so.

Gott selbst formte die Frau aus einer Zelle des Mannes auf geheimnisvolle Weise. Sie ist ihm ähnlich und doch völlig anders, weil sie neu von Gott geschaffen wurde. Ihr war eine besondere Aufgabe und dazu die Ausrüstung gegeben. Die Frau ist dem Manne gegenüber nicht verkürzt. Petrus sagt von der christlichen Frau: „. . . es kommt auf den verborgenen, inneren Menschen an, mit seinem unveränderlichen stillen und sanften Geist" (1. Petri 3, 4).

Durch die Sünde ist sie mit ihrem Manne zugleich von ihrer hohen Stellung herabgestürzt. Sie wurde rechtlos, unterdrückt, Sklavin; Zank und Streit in der Ehe und viel Unglück folgten durch die Jahrtausende, so daß auch heute zwischen männlich und weiblich oft eine trennende Kluft entsteht. Moses gebot schon den ungerechten Männern, ihren Frauen gegenüber gerecht zu handeln.

Gott aber in seiner Gnade hat auch in den Frauen das Wunder der Wiedergeburt gewirkt. „Wer in Christo ist, ist eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden." In Gal. 2, 28 sagt Paulus: „Nun gibt es keinen Unterschied zwischen Mann und Frau. Ihr seid alle in Christus Jesus." Die Frau bekam dadurch eine völlig neue Achtung und Stellung.

Etwas über die Stellung der Frau im Gemeindeleben.

Aus den Briefen der Apostel geht hervor, daß die Frauen sich hervordrängten, um in den Gemeindeversammlungen mitzureden. Es ist daraus zu erklären, daß in den kleinasiatischen und griechischen Ländern ein loses und laxes Verhältnis zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht herrschte. Der heidnische Mißbrauch wirkte sich zum Teil auch in den christlichen Versammlungen aus. Deshalb auch die Ermahnung zur ordentlichen Kleidung und ehrbarem Benehmen, im öffentlichen Leben, in der Versammlung und beim Beten.

Das öffentliche Gebet ist auch der Frau gestattet. Paulus schreibt an Timotheus (1. Tim. 2, 8—10): „Mein Wille ist nun, daß die Männer an jedem Ort heilige Hände aufheben, frei von Zorn und Zweifel. Genauso sollen die Frauen beten, aber sie sollen in würdiger Kleidung kommen, ihr Schmuck (wörtlich ihre „Kosmetik) sei Bescheidenheit und Zurückhaltung, also nicht auffallendes Haargeflecht oder Gold, Perlen und teure Kleider. Sie sollen, wie es sich für Frauen ziemt, durch gute Werke echte Frömmigkeit bezeugen."

Das öffentliche Reden ist der Frau nicht verboten, denn Joel sagt: „Ich will ausgießen von meinem Geist auf alles Fleisch, eure Söhne und Töchter sollen weissagen." Am Pfingsttage geschah es so. Philippus hatte vier Töchter, die weissagten.

Schon im Alten Testament erweckte Gott eine Deborah zum prophetischen Dienst. Wir haben die herrlichen Lobgesänge der Hanna und Maria. Noch heute schenkt der Heilige Geist der Gemeinde Lieder, die im Herzen frommer Frauen geboren sind, wie Fanny Crosby u.a.m. Der Herr kann jederzeit Frauen mit außerordentlichen Gaben für seinen Dienst ausrüsten.

Das öffentliche Lehren wird nach 1. Tim 2, 12 nicht gestattet. Nur einmal finden wir in Titus 2, 3 und 4: „Die älteren Frauen sollen . . . Lehrerinnen in allem Guten sein. Sie sollen damit zugleich die jüngeren Frauen anhalten, ihre Männer und Kinder zu lieben" usw. Das kann in Einzelgesprächen oder in guten Büchern geschehen. Wir haben viele christliche Schriftstellerinnen, wie Eugenia Price, Cath. Marshal, Isobel Kuhn, Corrie van Boom, Dora Rappard u.a.m., von denen wir viel lernen können.

Vor einigen Jahren besuchte uns eine Frau Pastor einer mennonitischen Gemeinde aus Holland, sie heißen dort „Doopsgesinnte". Durch das MCC hatte sie sich Adressen besorgt und besuchte soviele Gemeinden in Kanada wie möglich. Sie hatte das Predigerseminar beendigt und mußte dann in der Gemeinde, die sie einlud, ihre Probepredigt halten. Es hatten auch zwei männliche Kandidaten ihre Probepredigt gehalten, aber die Gemeinde hatte sie gewählt und ordiniert. Sie war neun Jahre auf der Stelle gewesen, und jetzt ist sie schon acht Jahre auf einer anderen. Sie taufte, traute und beerdigte ihre Glieder, hielt Katechismusunterricht, Kindergottesdienst, Frauenversammlungen, sie hatte auch einen Chor gegründet. Es waren etwas über 100 Glieder. Mit dem männlichen Gemeinderat stand sie im besten Einvernehmen. Sie war schlicht, aber modern gekleidet. Sie zeugte froh von ihrem Herrn; man mußte wirklich Achtung vor ihr haben und sie liebgewinnen. Sie blieb ledig, denn als Pastorin würde der Mann eine untergeordnete Rolle in der Familie spielen, und das war nicht recht.

Der Dienst zum Mitwirken in der Gemeinde und im öffentlichen Leben ist keineswegs abgeschnitten. Wir lesen von den Frauen, die Jesus begleiteten und die für ihn sorgten. Es werden Martha und Maria, Tabaea, Phöbe, Lydia, Priszilla und andere genannt, die „viel in dem Herrn gearbeitet haben". Aus all diesem geht hervor, in wie reichem Maße von Anfang an die christlichen Frauen in der Gemeinde gearbeitet haben und ihr Dienst anerkannt wurde.

Schon zu Jesu Zeit gab es einen Verein mildtätiger jüdischer Frauen, die für die zum Kreuz Verurteilten einen Betäubungstrank zubereiteten. Ums Jahr 543 entstand der Orden des St. Benedikt, eine Vereinigung von frommen Frauen, um Armen und Hilflosen zu helfen. Der Verein besteht noch, hat sogar eine Abteilung in St. Boniface. Sie versammeln sich sonntäglich. Außer den kirchlichen Vereinen in Winnipeg gibt es fast 100 andere Frauenorganisationen, die sich an irgend einer Wohltätigkeit beteiligen. Wir denken heute an die vielen christlichen Lehrerinnen, Krankenschwestern, "Social Workers", Missionarinnen, Sonntagsschularbeiterinnen und andere, die treu ihren Dienst tun.

Aber sie waren nicht immer frei, diese Arbeit zu tun. Das Los der Frau war oft Erniedrigung und Bedrückung. Es entstand die Freiheitsbewegung der Frauen anfangs dieses Jahrhunderts. Es gelang den Suffragetten erst nach langem Ringen, in England und in Amerika das Stimmrecht zu erhalten. Nur so hofften sie durch neue Gesetze die Lage der Frauen zu verbessern. In der Schweiz haben die Frauen noch nicht das Stimmrecht, und wir nützen es oft nicht aus. Das "Women's Institute" war die erste Freiheitsbewegung der Frauen in Manitoba, auf dem Lande und in den Städtchen. Die meisten von Euch werden damit bekannt sein.

In den 30er Jahren streikten die Frauen in den Nähfabriken, da der Lohn zu niedrig war und sie sehr ausgenützt wurden. Man beschimpfte sie als Kommunisten, was aber gar nicht der Fall war. Ich weiß, daß unsere Schwestern anfangs doch durch die Hintertür auf Arbeit gingen, aber sie wurden scheel angesehen und mußten aufhören. Es fehlte an Einsicht bei den Fabrikherren, und nur der Streik konnte sie scheinbar dazu zwingen, das Los der Arbeiterinnen zu verbessern. Seitdem hat man von Streiken der Krankenschwestern und Lehrerinnen gehört. Wir sehen, die Zeiten ändern sich.

Auch unsre Frauenorganisationen wurden nicht immer freundlich angesehen. Eine MB-Frauenkonferenz konnte lange nicht zustande kommen. Aber eine jährliche Frauenversammlung, unter Leitung von Schwester B. B. Fast, wurde einberufen und fand abends in den verschiedenen Bethäusern in Winnipeg statt. Verschiedene Redner aus der Missionsbehörde, meistens J. B. Toews, und Missionare legten uns die Mission warm ans Herz. Wir hatten wie heute Gesang und Gedichte sowie Kollekten. Verschiedene Projekte wurden verteilt, wir wurden gesegnet und erbaut und zum Beten ermuntert. Die Bethäuser waren oft gefüllt. Es wurde mit Freuden gewirkt. Die Näharbeit der Mission kam zu Ende, als man merkte, daß es vorteilhafter sei, auf dem Felde selbst einzukaufen. Man brauchte mehr das Geld.

Heute wird viel für das Rote Kreuz und das MCC genäht und gestrickt, und das ist auch Mission, denn das MCC wirkt Hand in Hand mit unseren Missionen. Das Missionsfeld in Japan wurde durch das MCC geöffnet.

Heute sehen wir den Wechsel in unserer Konferenz, die Freiheit der Frauen nimmt zu. Die Frauenkonferenz in Manitoba kam zustande. Wir freuen uns an der Gemeinschaft, wir werden ebenso gesegnet und erbaut wie früher, wenn diese Konferenz auch ein anderes Gesicht trägt und noch andere Ziele hat.

Und noch eins. Die Schwestern werden als Delegierte zu Konferenzen und zu Gliedern in Gemeindekomitees gewählt. Kann man das nicht Fortschritt in der Freiheit nennen?

Wo wir Frauen unsre Gaben recht brauchen, können wir Frucht bringen, „und darinnen wird der Vater geehrt, daß wir viel Frucht bringen". Ich möchte schließen mit diesen Worten von Dora Rappard:

F r a u e n r e c h t !

Das Recht, zu dienen und zu lieben;
das Recht, Barmherzigkeit zu üben;
das Recht, die Kindlein sanft zu hegen,
zu ziehen, mahnen, lehren, pflegen;
das Recht, wenn alles schläft, zu wachen;
das Recht, im Dunkel Licht zu machen;
das Recht, gekrönt mit sanfter Würde,
zu tragen andrer Last und Bürde;
das Recht, wenn trübe Zweifel walten,
den Glauben fest und treu zu halten;
das Recht, ohn Ende zu verzeihn,
das Recht, ein ganzes Weib zu sein,
voll wahrer Güte, fromm und recht,
das ist das schönste Frauenrecht.

Frau H. F. Klassen

MARTENS & DENNEHY
301 Power Bldg., 428 Portage Ave.
Deutschsprechende Rechtsanwälte
Advokanten und öffentliche Notare
WINNIPEG 1, MAN.
Telefon: 942-7247

Bernhard Rosner
Optometrist – Optiker
Augen werden untersucht
und
passende Brillen geliefert
— spricht plattdeutsch —
471 Portage Avenue
Winnipeg — Telefon: 774-9324
(Neben dem Mall Hotel)

Dr. B. J. Froese
Dr. G. J. Froese
ÄRZTE und CHIRURGEN
Telefon: 338-9331
Northdale Shopping Centre
963 Henderson Hwy., Winnipeg 15

Achtung! Achtung!
Sparen Sie Geld an der 5%-Steuer
beim Einkaufen für
PAKETE NACH RUSSLAND
bei
VEGA
OVERSEAS PARSEL SERVICE LIMITED
950 Main St., Winnipeg 4, Man.
Sie zahlen keine 5%-Provinzsteuer

EIN VATERLAND VERLOREN

von J. B. Toews

(übersetzt von Katherine Hooge)

(28. Fortsetzung)

Die notwendigen Vorkehrungen für die Abreise der ersten Emigranten waren bis Mitte Juni in Moskau vollendet. Janz u. Klassen reisten am 16. Juni in den Süden ab. Sechs Tage vorher wurde in Moskau ein besonderer Dankgottesdienst abgehalten. In der Vertraulichkeit ihrer Wohnung hielten die mennonitischen Vertreter in Moskau stille, um Gott für seine Führung zu danken und ihn um neue Kraft für die weiteren schweren Aufgaben zu bitten, die ihrer harrten.[22]

Die erste Gruppe von 726 Emigranten verließ Chortitza am 22. Juni. Noch im letzten Augenblick gab es Komplikationen, als der stellvertretende Vorsitzende des VBHH, Philip D. Cornies, der den Zug begleiten sollte, verhaftet wurde. Eine für die Abreise typische und sich oft wiederholende Szene war das Abschiednehmen unter Verwandten und Freunden, oft von Tränen begleitet. Für manche brachte dieses Scheiden ein überwältigendes Gefühl der Finalität, da Freunde und Verwandte keine Aussicht hatten, Rußland je verlassen zu können. Trotz der hoffnungsvollen Aussichten, die den geplanten Auszug charakterisierten, brachte die wirkliche Ausführung den Trennungsschmerz und die Unsicherheit einer unbekannten Zukunft. Gesellschaftliche und kirchliche Beziehungen, Familien- und Freundschaftsbande wurden der Überzeugung geopfert, daß es besser sei zu ziehen, als zu bleiben. Am 1. Juli überschritt die erste Gruppe die sowjetische Grenze in Sebesch. Aber das Schlimmste sollte noch kommen. Die ärztliche Besichtigung in Lettland brachte schwere Enttäuschungen für mindestens zehn Prozent der Emigranten. Schließlich verursachte Lettland mehr Familientrennung, als die Abreise von Chortitza.

Der wirkliche Anfang der Auswanderungsbewegung erzeugte eine bedeutungsvolle Veränderung in dem sozialen Bewußtsein der mennonitischen Ansiedler in Rußland. „Die in den Kolonien Zurückgebliebenen fühlen sich wie übriggebliebene Zugvögel, wenn die Schar ihrer Art ausgeflogen ist," bemerkte Janz.[23] Viele wurden unwillig, ein Glücksspiel auf eine zukünftige Existenz in Rußland zu wagen, wenn eine Möglichkeit zur Auswanderung bestand. Ohne offizielle Ermutigung oder Direktive vom VBHH, wurden neue Emigrantenlisten aufgestellt in Ergänzung zu den anfänglich bestätigten, trotzdem keine neue Listen zur Bearbeitung angenommen werden konnten. Da die Auswanderung endlich eine Wirklichkeit geworden war, faßten viele den festen Entschluß, Rußland zu verlassen, und begannen trotz vieler Beschwerden, energisch in dieser Richtung zu arbeiten.

„. . . Doch die Leute sind von allem so satt — die wollen nun, nachdem sie sehen, es sind einige gegangen, nur fort. Es ist eine elementare Bewegung hinaus. Die Leute fragen nicht nach den Werten und Gütern, die sie zurücklassen; und wenn sie ganz arm und nackt gehen — sie finden eine geordnete Existenz hier unmöglich."[24]

X. KAPITEL

EINE REIHENFOLGE VON PROBLEMEN

Die Verhaftung von Philip D. Cornies.

Die erste Gruppe von 726 Personen hatte kaum die russische Grenze bei Sebesch am 1. Juli überschritten, als sich neue Schwierigkeiten zeigten. Zuerst handelte es sich um Philip D. Cornies, den Vizevorsitzenden des VBHH, und Janz' intimen Mitarbeiter, der den ersten Emigrantenzug am 22. Juni begleiten sollte. Janz hatte mit ihm am 20. Juni nach seiner Rückkehr von Moskau in Charkow konferiert. Cornies war in die Hauptstadt der Ukraine gekommen, um Hilfe gegen lokale administrative Willkür und Repressalien zu suchen, die sich noch in vielen mennonitischen Ansiedlungen offenbarten. Auch suchte er eine Lösung für das Problem der zwangsweisen Einberufung mennonitischer Jünglinge in den Militärdienst, welche von den Lokalbehörden zum Waffendiest gezwungen wurden, trotzdem sie laut Gesetzt befreit werden sollten.

Als Erwiderung auf die Vorstellungen von Janz und Cornies sandte die Regierung in Charkow ein streng gehaltenes Memorandum an die Beamten im Süden. Mennonitische Jünglinge sollten nicht zum militärischen Drill gezwungen werden, auch befahl man die Freilassung aller Verhafteten. Cornies wartete das formelle Dokument nicht ab, sondern kehrte in die Kolonien zurück, um den Emigranten beizustehen.[1] Nach seiner Ankunft wurde er festgenommen und von der Melitopoler GPU unter strenge Haft gestellt. Da er als ein politisch Krimineller betrachtet wurde, war es schwer, seinen Aufenthaltsort zu erfahren.[2] Janz reichte sofort ein Gesuch um seine Befreiung bei dem Auswärtigen Kommissariat, wie bei der besonderen Abteilung der GPU in Charkow ein, und am 10 Juli sprach er persönlich im GPU-Büro vor.[3] Vor dem 15. Juli wurde Cornies befreit und er kehrte auf seinen Posten zurück.[4]

Erneuter Widerstand in Moskau

Janz verweilte in Charkow nur lange genug, um die Abreise der ersten Gruppe zu fördern. Um den 1. Juli kehrte er nach Moskau zurück, um ein technisches Problem zu lösen. Die offiziell sanktionierten Listen enthielten annährend viertausend Namen. Diese Zahl wurde bedeutend durch die medizinische Voruntersuchung und durch die Revision der Listen in den Kolonien reduziert. Jetzt war Janz bemüht, die ursprüngliche Zahl aufrecht zu erhalten, indem er aus den weiteren, noch nicht bestätigten Listen Namen hinzufügte, in der Hoffnung, auf diese Weise die Bestätigung neuer Listen anzubahnen.

Die Moskauer Beamten waren abgeneigt, eine weitere Auswanderung zu erlauben. Es wurde darauf hingewiesen, daß das Dekret des Zentralen Exekutiv-Komitees vom 22. September 1922 nur eine beschränkte Bewegung voraussah. Froese und Klassen hatten vorher nur von 3,000 Personen gesprochen und für dieselben um die Ausreiseerlaubnis nachgesucht. Da diese jetzt abreisten, war die Angelegenheit erledigt. Im Blick auf die Autonomie der Ukraine, fragte Janz, ob der Erlaß des CEC sich nicht etwa auf die Mennoniten in der RSFSR beschränkte. In seinem Gesuch handle es sich nicht um die Ausreiseerlaubnis, denn dieselbe war bereits von der ukrainischen Regierung in Charkow gewährt worden. Er benötigte die Durchreiseerlaubnis von den RSFSR Behörden, da die Emigranten über Sebesch reisten. Im Einverständnis mit der GPU hatte die Moskauer Regierung versprochen, allen denen, die eine Ausreiseerlaubnis von der Regierung in Charkow hatten, die Durchreise durch das RSFSR-Territorium zu gestatten.

"Um wie viele Leute handelt es sich?" "Um etwa 20,000," bestätigte Janz.

Die Moskauer Behörden schienen über diese Zahl bestürzt. Man versprach Janz, in zwei Tagen die Entscheidung in der Sache mitzuteilen.[5] Er kehrte nach Charkow zurück. Einerlei trat immer deutlicher zutage: wenn Moskau seine Autorität behaupte wollte, dann war die Auswanderung nur noch eine Frage der Vergangenheit. Eine Depesche von Moskau erreichte Charkow am 7. Juli und informierte Janz, daß einstweilen keine weitere Ausreiseerlaubnis gegeben werde.[6] Der Beschluß war jedoch kein endgültiger. Solange Moskau unentschieden war, blieb nichts anderes übrig, als zu warten. Das Ausbleiben direkter Nachrichten aus Amerika machte diese Wartezeit besonders entmutigend. Es wurde scheinbar kein neuer Vertrag zwischen der CPR und CMBC vorbereitet. Es war nicht einmal sicher, daß eine weitere Bewegung aus Rußland stattfinden würde, auch wenn etwa die gegenwärtig unschlüssige Emigrationspolitik durch eine günstigere ersetzt werden sollte.

Was für ein Vorgehen war in der neuen Situation geboten? Dauerndes Agitieren in Moskau könnte die Geduld der bereits uninteressierten Beamten erschöpfen. Die Regierung in Charkow zeigte mehr Sympathie und hatte nicht die Absicht, die Emigration aufzuhalten. Könnte man vielleicht zu dem ursprünglichen Plan der Abreise über Odessa zurückkommen? Es schien nur ein möglicher Weg zu sein — Einschiffung von einem ukrainischen Hafen aus.[7] Inzwischen müßten die Mennoniten in Kanada einen Vertrag für die Herüberbringung so vieler Leute wie möglich abschließen und somit sich die Dienste der CPR für die Zukunft sichern.

Janz versuchte alles Mögliche in Charkow, um die mennonitische Auswanderung zu beleben. Hier erfuhr er, daß die CPR wohl bereit sei vorzugehen, daß CMBC jedoch die weitere Einwanderung im Jahre 1923 nicht für möglich halte. Er sandte am 22. Oktober einen dringenden Appell an die CPR-Geschäftsstelle in Moskau[8] und gleichzeitig an David Toews in Kanada und P. H. Unruh in den Vereinigten Staaten. Am 28. Oktober ging eine weitere dringende Depesche an Toews ab, der darauf antwortete, daß er alles Mögliche tue.[9] Anfangs Oktober trat Janz mit den Beamten in Lechfeld bezüglich der Aufnahme weiterer Zurückgestellten in Verbindung. Nach sorgfältiger Überprüfung der Hilfsquellen und Klärung politischer Fragen, sandten die Beamten in Lechfeld eine, wenn auch zögernde, so doch positive Antwort. Den kränklichen Flüchtlingen in den Kolonien half dies wenig, da sie auch die Voruntersuchung nicht bestehen konnten. Für Lechfeld kamen nur die aus der Auswanderungsgruppe Zurückgestellten in Betracht. Augenfällig kranke Flüchtlinge hatten keine Möglichkeit auszureisen.[10]

Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse verbrachte Janz den Monat Oktober in Moskau, in Bemühungen um die Transiterlaubnis für die vierte und fünfte Liste. Diese Listen enthielten 1,333 und 3,541 Namen. Abgesehen von gelegentlichen Rückschlägen, verursacht durch die bürokratische Pedanterie, kamen die Verhandlungen am 30. November zu einem erfolgreichen Ende, als die endgültige Erlaubnis für die Durchreise durch die RSFSR gegeben wurde.[11] Einige fundamentale Probleme blieben noch. Würden die kanadischen und amerikanischen Auswanderungskomitees die Unterstützung ihrer Gemeinschaft gewinnen können? Würde CMBC es möglich finden, einen neuen Kontrakt abzuschliessen? Könnte dieses rechtzeitig geschehen, um eine baldige Abreise der Emigranten zu sichern? Was würde es bedeuten, sollte die zentrale Regierung sich plötzlich entschließen, die Bewgung aufzuhalten? Solche Befürchtung war nicht unberechtigt. Gelengentlich eines Treffens mit Smidowitsch, Mitglied des CEC, entdeckten Froese und Klassen eine ernste Besorgnis um die Erneuerung der mennonitischen Auswanderung.[12] Vielleicht teilten viele andere seiner Kollegen diese Stellung.

(Fortsetzung folgt)

Nachrufe

„Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben."

(Offb. 14, 13)

Anna Goetz †

(Reedley, Calif.)

Unsere liebe Mutter, Anna Goetz, die Tochter von Heinrich und Elizabeth Regier Harder, wurde am 3. September 1900 im Dorfe Alexandria (Rußland) geboren und ging am 18. Januar 1971 im Alter von 70 Jahren, 4 Monaten und 15 Tagen heim zum Herrn.

Am 18. Februar 1918 kam sie zum neuen Leben durch den Glauben an Jesus Christus, und sie wurde durch die Taufe der Gemeinde hinzugetan. Durch die vielen schweren Erfahrungen im Leben wurde sie in ihrem Glauben tiefer gegründet. Sie war ein treues Gotteskind.

In den Stand heiliger Ehe trat sie mit David Goetz, Friedensdorf, Rußland, am 6. Januar 1924. Dieser Ehe entsprossen fünf Söhne und eine Tochter. Vier Jahre wohnten die Eltern in Friedensdorf. Am 14. April 1928 kamen die Eltern über den Amur-Fluß aus Rußland nach China. Ihr Ziel war Nordamerika. Zwei Jahre mußten sie in China warten, bis die Tür sich nach Nordamerika öffnete. Im August 1930 öffnete sich die Tür nach den Vereinigten Staaten. Seit der Zeit wohnten wir in Kalifornien. Die Eltern wußten Gottes Führung immer zu schätzen.

Am 5. Juli 1937 erlitt unsere Familie ein schweres Autounglück, bei dem Vater zu Tode kam. Wir Kinder wurden verletzt. Während des Vaters Begräbnis brachte man der Mutter die traurige Nachricht, daß Sohn David auch gestorben sei. David war 2 Jahre alt. Dieser traurige Unfall wirkte stark auf die Nerven der lieben Mutter, doch Gott griff in seiner Wundermacht ein. Ihr Glaubensleben machte auf uns Kinder einen tiefen Eindruck. Sie war nicht nur eine gute Mutter, sondern auch eine ausgezeichnete Erzieherin. Ihre Bürde für uns Kinder hatte zur Folge, daß wir Kinder und Enkelkinder zum Herrn bekehrt wurden. Ihre Gebete stiegen zum Himmel.

In ihren jüngeren Jahren sang sie im Chor mit. Sie mußte meistens die Solos singen. Sie sang gerne. Hier in Reedley arbeitete sie gerne im Kreise der Missionsschwestern.

Einige Wochen vor ihrem Abscheiden erlitt sie einen starken Herzschlag. Sie kam nicht zur Erholung. Ihr tiefes Verlangen, bei dem Herrn zu sein, stillte der Herr. Ihm sei die Ehre!

Sie hinterläßt uns Kinder: Heinrich und Alice Goetz (Salem, Oregon), Peter und Norma Goetz (Seattle, Washington), Johann und Shirley Goetz (Fresno, Calif.), Tochter Anni und ihr Gatte, Harvey Schellenberg (Reedley, Calif.), George und Virginia Goetz (San Jose, Calif.), 15 Enkelkinder, 2 Schwestern: Frau Maria Eckert in Ontario und Frau Margaret Penner in Ontario, und viele Freunde und Verwandten, zerstreut in der Welt.

Die Familie

John Peter Isaak †

(Dinuba, Calif.)

Bruder John Peter Isaak wurde am 28. Dezember 1895 im Dorfe Donskaja (Neu-Samara, Rußland) geboren. Seine Eltern waren Peter P. und Elizabeth (Gooßen) Isaak. Im Jahre 1909 zogen die Eltern (als Familie) nach Sibirien, Barnauler Ansiedlung, Rußland. Am 28. Mai 1922 trat er mit Maria Friesen in den heiligen Ehestand. Der Herr schenkte ihnen zwei Kinder: Sohn John und Tochter Olga.

Im Jahre 1927, im Juni, zog er mit Frau und Kindern nach dem Amurgebiet, wohnte da im Dorfe Schumanowka. Sein Ziel war Amerika.

Am 12. März 1929 flüchtete er mit Frau und Kindern nachts über den Amurfluß nach China. In Harbin, China, haben wir elf Monate gewohnt. Von China aus sind wir am 18. Februar 1930 nach Amerika abgefahren. Am 7. März 1930 sind wir mit dem Schiff „Lincoln" in Seattle, Washington, gelandet. Nachdem John mit Familie einen Monat in Washington gewohnt hatte, siedelte er nach Kalifornien über, kaufte daselbst eine Farm und hat auf der Farm gewohnt und sie bis zum Jahre 1956 bearbeitet. John war immer stark und gesund. Krankheitshalber (der Doktor stellte Herzleiden fest) mußte er seine Farm verkaufen. Er kaufte ein Haus in der Stadt Reedley und hat da gewohnt, bis der Herr ihn von seinen großen Schmerzen heimrief.

In den letzten Jahren seines Lebens wurde er oft zum Hospital gebracht. Als er zum letzten Mal im Hospital war, sagte er: „Peter, dies ist das zehnte Mal, daß ich im Hospital bin." Hier im (Visalia Stadt) Hospital wurde er von einem Spezialisten untersucht, und der sagte, daß er sich einer Operation unterwerfen müsse.

Und so geschah es auch. Die Operation wurde vollzogen. Und was war es? Krebs. Vier Monate nach der Operation starb er. Als er 22 Jahre alt war, bekehrte er sich zum Herrn, fand Frieden und Vergebung seiner Sünden, wurde Glied der MB-Gemeinde und ist es auch geblieben, bis Gott ihn von seinen großen Schmerzen erlöste. Er hat Glauben gehalten. Er starb am 20. August 1970 im Hospital. Er ist alt geworden 74 Jahre, 3 Monate und 22 Tage. Er wiederholte es mehrere Male „Der Weg nach oben ist offen." Er schaut nun, was er hier geglaubt hat.

Eingesandt von Br. Peter D. Isaak, Dinuba, Calif.

Maria Klassen †

(Gretna, Manitoba)

„Endlich kommt er leise, nimmt mich bei der Hand, führt mich von der Reise, heim ins Vaterland."

Die Begräbnisfeier für meine liebe Gattin und Mutter fand am 12. Januar in unserer Gemeindekirche in Rosenort bei Gretna statt. Viele Verwandte, Freunde und Gäste füllten das Gotteshaus. Schon vor dem Beginn der Feier spielte Valerie Krahn, die die Klavierspielerin auf dem Begräbnis war, passende Melodien.

Nachdem der Sarg hineingefahren worden war und die Familie Platz genommen hatte, begrüßte Br. A. A. Teichröb, der Leiter unserer Gemeinde, die Trauerversammlung mit Joh. 11, 25—27 und leitete im Gebet. Darnach wurde von der Versammlung das Lied „Es geht nach Haus zum Vaterhaus" gesungen. Dann sang der Kammerchor des M.C.I. unter der Leitung von Lehrer Henry Engbrecht das Lied „Selig in Jesu Armen".

Gegründet auf Joh. 14, 2 hielt Br. Teichröb eine Ansprache in Deutsch. Er betonte besonders, daß Trennung von unsern Lieben kommen muß. Und obwohl wir dadurch in Trauer versetzt werden, haben wir in dem Herrn Jesus einen Tröster, der uns beim Vater viele Wohnungen bereitet hat, wo es keinen Trennungsschmerz mehr gibt. Schwester Klassen ist zu keinem Fremden gegangen — sie kannte ihren himmlischen Vater gut. Sie glaubte an ihren Heiland und liebte und vertraute ihm. Sie diente ihm, indem sie andern, besonders auch der Familie diente. Auch für uns kommt einst diese wunderbare und herrliche Heimkehr, wenn wir es mit ihm halten werden.

Dann sang der Chor das Lied „Ruh von der Arbeit". Dieses war solch ein passendes Lied für die liebe Verstorbene. Sie war eine fleißige, umsichtige und arbeitsame Hausfrau und Mutter. Ich habe sie nie müßig sitzen sehen, außer wenn wir Gäste hatten oder am Sonntag, wo sie nur tat, was unbedingt notwendig war. Sie hat auch oft Kinder und Enkelkinder ermahnt, den Sonntag heilig zu halten. Es war ihr eine große Genugtuung, mit ihren Handarbeitsachen anderer zu beschenken. Auch im Frauenverein, solange sie konnte, war sie ein tätiges Mitglied. Und nun ruhen ihre so tätigen Hände. „Ruh von der Arbeit."

Dann folgte die englische Ansprache von Br. Gerhard Ens. Sein Text war Spr. 10, 7: „Das Andenken des Gerechten bleibt im Segen." Ferner Offb. 20, 6: „Selig ist der und heilig, der teilhat an der ersten Auferstehung; über solche hat der andere Tod keine Macht."

Wir gedenken heute der Tugenden, die in Schwester Klassens christlichem Glauben begründet waren: Ihren Mut, mit dem sie besonders in früheren Jahren viele Schwierigkeiten überwand; ihre Heiterkeit, wodurch sie oft andere aufmunterte; ihre wohlwollende Gesinnung gegen alle Menschen.

Wir anerkennen auch den unausweichlichen Ernst des Todes — niemand kann ihm ausweichen. Auch Schwester Klassen mußte den natürlichen Tod sterben, aber wir glauben, der andere Tod wird über sie keine Macht haben, denn sie starb selig im Glauben an ihren Erlöser. Wir wollen alle unsern Glauben an Gott und unsere Hoffnung in der Auferstehung versichern und erneuern, damit der andere Tod auch an uns keinen Anspruch haben kann.

Das Lebensverzeichnis wurde von Br. Teichröb in deutsch und von Br. Ens in englisch gelesen. Nachdem der Chor das Lied "O Love that will not let me go" gesungen hatte, leitete Br. Ens noch im Gebet. Von der Versammlung wurde zum Schluß das Lied „Kommt Brüder, steht nicht stille" gesungen.

Nach etlichen Bekanntmachungen folgte die Leichenschau.

Die teure Leiche wurde auf dem Friedhof bei Blumenort begraben. Die Sargträger waren sechs Enkelsöhne: Kenn, Walter und Bob Sawatzky, Herbert und Vic Peters und Henry Rempel.

Am offenen Grabe las Br. Teichröb 1. Thess. 4, 13—18 und im Gebet wurde die Leiche dem Schoße der Erde übergeben. Nach der Beerdigung wurde in der Kirche im Kellerraum noch ein Trauermahl verabreicht.

Nach dem Essen schloß unser ältester Sohn, Jake K. Klassen, jetzt Pastor der Vereinigten Mennoniten-Gemeinde in Vineland, Ont., die Begräbnisfeier. Er zitierte Joh. 11, 28: „Der Meister ist da und ruft dich." Er sagte: „Für uns alle ist dieses Begräbnis eine ernste Angelegenheit. Denn dieses ist der erste Todesfall in unserer großen Familie, und gemischte Gefühle überkommen uns heute.

Einmal sind wir traurig, weil unsere liebe Mutter, die wir so lange gehabt haben, nun nicht mehr unter uns ist. Sie verstand es, uns Kinder zurechtzuweisen, nicht nur, als wir klein und jung waren, sondern auch dann noch, als wir schon Männer und Frauen geworden waren. Wir trauern, weil Vaters Partnerin, die ihm 51 Jahre zur Seite stand, ihn jetzt verlassen hat. Doch Vater freut sich, daß alle elf Kinder und mehrere Schwieger- und Enkelkinder heute zugegen sein können.

Gemische Gefühle, ja, wir trauern, aber andererseits freuen wir uns auch, daß wir eine gläubige, betende Mutter so lange gehabt haben. Daß sie uns in vielem ein Beispiel war, besonders in ihrer Sorge für andere. Daß ihr Leiden nicht zu lang war und sie im Leiden Kraft bekam, die Leiden geduldig zu tragen. Daß wir wissen, daß sie jetzt beim Herrn ist und daß dieser Weg für uns alle offen ist. Wir freuen uns besonders, als der Ruf ‚Der Meister ist da und ruft dich' kam, sie bereit war, ihrem Meister zu folgen." Er leitete auch noch im Schlußgebet.

Ich möchte mit diesem noch gleichzeitig allen Freunden, die uns so viel Liebe und Teilnahme in letzter Zeit durch Grüße, Karten, Blumen und

Fürbitte erwiesen haben, ein herzliches Dankeschön und ein „Vergelt's Gott" zurufen.

Lebensverzeichnis:

Meine liebe Gattin und unsere Mutter, Maria Klassen, wurde am 23. Januar 1898 in Gnadenthal (Südrußland) geboren. Ihre Eltern waren Prediger J. J. Klassen und Margareta geborene Ens. Ihre Kinder und Jugendjahre verlebte Mutter im Dorfe Gnadenthal. Am 22. Mai 1917 wurde sie von Ält. Jakob Paetkau auf ihren Glauben getauft und in die Mennonitengemeinde aufgenommen.

Am 13. Oktober 1919 trat sie mit mir, Jacob H. Klassen, in den Ehestand. 51 Jahre und ungefähr 3 Monate haben wir Freude und Leid geteilt. Uns sind 7 Söhne und 4 Töchter geboren, welche noch alle am Leben sind.

Im Jahre 1923 wanderten wir nach Kanada aus und hatten unser Heim im Dorfe Blumenort, bis wir im Herbst 1959 nach Gretna zogen. Als Gattin und Mutter hat sie ihre Arbeit immer treu verrichtet und hat für uns als Familie getan, was sie konnte.

In den letzten Jahren ist Mutter schon oft kränklich gewesen, und besonders schwer wurden ihre Leiden im Frühling 1970. Am 30. September vorigen Jahres mußte sie im St. Boniface Hospital operiert werden, wo die Ärzte ein Krebsleiden feststellten. Sie erholte sich dann noch etwas und kam am 3. November nach Hause, wozu sie sich sehr freute. Sie wollte noch so gerne einmal nach Hause kommen und mit ihrer Familie zusammen sein.

Gleich nach Weihnachten wurde sie wieder schwächer und konnte sich nicht mehr erholen. In der Nacht von Donnerstag auf Freitag verschlimmerte sich ihr Zustand derart, daß sie Freitag auf Mittag, dem 8. Januar, wieder ins Krankenhaus nach Altona gebracht werden mußte. Dort ist sie dann Sonnabend, den 9. Januar, um 6.30 Uhr morgens in die ewige Heimat abgerufen worden. Sie ist alt geworden 72 Jahre, 11 Monate und 17 Tage..

Wir trauern, doch nicht als solche, die keine Hoffnung haben. Mutter ist uns allen stets im Glaubensleben ein Vorbild gewesen. Sie hatte auch manchmal Kämpfe, doch der Herr gab Gnade, daß sie sich wieder zurechtfinden konnte. Für uns als Kinder hat sie immer treu gebetet, und nun soll uns ihr Vorbild ein steter Ansporn sein, unserem Heiland so treu zu folgen, wie unsere Mutter es getan hat.

Sie hinterläßt mich, ihren Gatten, 7 Söhne mit ihren Frauen, 4 Töchter mit ihren Männern, 39 Enkelkinder, 3 Schwestern, 2 Brüder und viele Verwandten und Freunde.

Mutter kann jetzt mit dem Liederdichter Paul Gerhardt einstimmen:

Du aber meine Freude,
du meines Lebens Licht,
du ziehst mich, wenn ich scheide,
hin vor dein Angesicht
ins Haus der ewgen Wonne,
da ich stets freudenvoll
gleich als die helle Sonne
nebst andern leuchten soll.

Die trauernde Familie

Die Mechanik der neuen Krise

Von Dieter Cycon

Wir befinden uns mitten in einer neuen, schleichenden Berlin-Krise. Vorgänge in West-Berlin, die der Sowjetblock vor kurzem noch nicht zur Notiz nahm, bewegen ihn heute zu Teilblockaden. Die Bestürzung in der Bundesrepublik ist allgemein, die Frage, warum die Krise trotz der Ostpolitik der Bundesregierung eintreten konnte, auf vielen Lippen. Es ist eine falsch gestellte Frage. Die Krisis ist nämlich nicht trotz, sondern wegen der „neuen Ostpolitik" heraufgezogen. Die deutsche Tragikomödie 1970/71 besteht darin, daß die Akteure in Bonn mit Mitteln, die ihrem blockfeindlichen sozialistisch-nationalen Denken entsprechen, am europäischen Status quo rütteln möchten; damit den Kreml über die ursprünglichen Antriebskräfte des Sowjetimperialismus hinaus zu besonderen Gegenaktionen nötigen, ihm gleichzeitig den Erfolg seiner Gegenaktionen soweit wie irgend möglich erleichtern, und anscheinend völlig unfähig sind, den von ihnen in Gang gesetzten Mechanismus zu verstehen.

Zwei Sätze Brandts und Wehners in der letzten außenpolitischen Bundestagsdebatte haben — noch einmal — das grobe Mißverständnis beleuchtet. Wir würden, so sagte der Kanzler, mit den Verträgen „insbesondere in Mitteleuropa einen Rahmen der Entspannung" schaffen, der „auch auf unser Verhältnis zu Ost-Berlin positiv zurückwirkt"; es würden diese Verträge „die Voraussetzung für eine Entspannung sein, die allein uns auch in den deutschen Dingen weiterhilft". Aber was in des Kanzlers Vorstellung die angenehme Folge der Entspannung wäre, bezeichnet die Sowjetunion seit langem als „Aggression".

Was würde uns denn in den „deutschen Dingen" weiterhelfen, was unser Verhältnis zur DDR positiver gestalten? Doch nur eine Senkung der Barrieren, ein Näherrücken der beiden Teile Deutschlands, und beides würde eine Lockerung der Diktatur in Mitteldeutschland zur Voraussetzung haben. Eben diese Senkung der Barrieren, dieses Näherrücken betrachtet deshalb Ulbricht als so unvereinbar mit der inneren Stabilität der DDR, daß er statt dessen die „verschärfte Abgrenzung", die Erhöhung der Barrieren proklamiert. Mindestens Wehner muß dies als ganz logisch betrachten. Denn wenn er erklärt, man dürfe Ulbricht „nicht die Möglichkeit eines Vetos" gegen die Verträge geben, indem man vor der Ratifizierung bessere innerdeutsche Verhältnisse verlangt — was anders kann er dann unterstellen als daß Ulbricht Grund zu einem Veto hätte, und welchen anderen Grund könnte er haben als den, daß ihm die erhofften Wirkungen der Verträge schaden?

Nun ist aber Ulbricht nichts anderes als der perfekte Vertreter sowjetischer Interessen in Deutschland — eben daher seine starke Stellung in Moskau und im Ostblock. Wenn er Anlaß hat, seine Interessen als bedroht anzusehen, dann hat die Sowjetunion den gleichen Anlaß. Eben deshalb haben Ulbricht und mit ihm der Kreml eine Erwartung, ja Bedingung Brandts schon einmal zurückgewiesen als sie nämlich die „Erleichterung für die Menschen im geteilten Deutschland" vor der Ratifizierung der Verträge verweigerten. Prompt verlegt der Kanzler seine Hoffnung auf eine positive Entwicklung in Deutschland auf die Zeit nach der Ratifizierung. Aber was soll sich dann geändert haben?

Die kommunistische Diktatur in Mitteldeutschland wird dann nicht besser und nicht stabiler sein und sie würde ein Näherrücken genauso wenig vertragen wie heute. Das, was für den Kanzler der „Entspannungsrahmen" und die „Entspannungstendenz" seiner Verträge ist, würde sich dann genauso gegen die Interessen der Sowjetunion auswirken wie eh und je. Brandt und Wehner können unter solchen Voraussetzungen positive Wirkungen der Verträge nur durch eine List der Geschichte erwarten. Sie müssen von der Annahme ausgehen, daß der Sowjetunion ihre Folgen noch gar nicht klar sind; daß die Verträge, einmal ratifiziert, ihre segensreiche Wirkung im deutschen Interesse auch gegen den sowjetischen Willen entfalten würden, daß es dann für die Sowjetunion zu spät sein würde, ihr Veto einzulegen. Aber das ist eine naive Vorstellung.

Selbstverständlich hat die Sowjetunion das offensive Element in der Brandt/Wehner/Bahr-Politik längst entdeckt. Deshalb ist sie — der weitaus stärkere Partner — von Anfang an bestrebt gewesen, die Partie nach ihren eigenen Spielregeln ablaufen zu lassen. Freilich akzeptiert sie deutsche Unterschriften unter deutsche Teilungen, wenn man sie ihr anbietet. Was aber die Entspannung betrifft, so geht es den Bonner Ostpolitikern wie dem dürstenden Tantalus, der das Wasser entschwinden sieht, sobald er sich danach bückt.

Um des Zusammenhalts ihres Imperiums willen muß die Sowjetunion jede Tendenz zu einer wirklichen Entspannung abblocken, die irgendeinem Vertrag mit Brandt innewohnen könnte. Jedem Abkommen muß sie den Stempel ihrer eigenen Offensive geben, auf den ersten, zweiten und dritten Verzicht Brandts den vierten, fünften und sechsten fordern. Sie muß die Deutschen und die Westmächte, kaum daß sie von einer Position zurückgewichen sind, schon wieder zur nächsten drängen, so daß trotz aller deutschen und westlichen Konzessionen im Interesse der Entspannung immer nur neue Spannung herrschen kann, bis der westliche Gegner am Ende der Serie von Vorleistungen und Zugeständnissen matt gesetzt ist.

Genau dies exemplifizieren die roten Ampeln auf den Straßen nach Berlin. Sie sind die Antwort des Kreml auf die Brandt/Wehner/Bahr-Politik; sie zeigen, wie man gleichzeitig erbrachte Leistungen einkassieren, neue Verzichte fordern und mit permanenten Mini- oder Midi-Krisen jeden Ansatz zu wirklicher Entspannung zerschlagen kann. Der Fall Berlin zeigt uns Brandt abermals in einer umgekehrten Mephistorolle: als den Mann, der stets das Gute will und dabei das Schlechte schafft.

(Aus: „Die Welt")

DRUG-STORE
Winnipeg, Manitoba
Telefon 533-5775 und 533-2619.
* * *
Rezepte und Medikamente
Postversand und C.O.D.
Lieferungen werden
prompt ausgeführt.
J. KERR BROWN Ltd.
239 Henderson Highway
DROGISTEN

Klassen Funeral Chapel
194 Henderson Highway
Winnipeg 5
Manitoba
533-3157
Walter Klassen
Director

Dr. N. J. Neufeld und Dr. C. Derksen
Ärzte und Chirurgen
Empfangsstunden: Montag bis Freitag, 2 bis 5 Uhr nachmittags.
MENNO BLDG., 171 DONALD ST., WINNIPEG — TEL.: 943-7519

Schreiben oder telefonieren Sie um Ihre
Baumaterialien
Redekopp Lumber & Supply Co.
1126 Henderson Highway Winnipeg 16, Manitoba
Kostenlos Hilfe beim Bauen mit Planen und Berechnen!
Telefon: 334-4311

Knoblauch ist gut für Sie!
Fragn Sie Ihren Arzt oder Apotheker
Lindert Schmerzen auch bei Erkaeltung.
Bleiben Sie stark und gesund! Seit Jahrhunderten benutzen Millionen Menschen Knoblauch als Gesundheitsmittel, weil sie von der Heil- und Staerkungswirkung ueberzeugt sind. Knoblauch ist ein natuerliches Antiseptikum, das Fremdkoerper im Blut vorbeugt. Viele Leute ruehmen seine Hilfe bei Artritis oder Rheuma. Adams-Knoblauchperlen enthalten Salicylamide — ein bewaehrtes schmerzentilgendes Mittel. Adams-Knoblauchperlen enthalten reinen Knoblauchsaft aus der ganzen Knoblauchzwiebel, und in dieser konzentrierten Form bekommen Sie alles das Gute, was diese wunderbar zuverlaessige Pflanze zu bieten hat, in voller Staerke. Adams-Knoblauchperlen sind geruch- und geschmacklos in praktischer Kapselform. Holen Sie sich noch heute eine Packung, und Sie werden sehen, wie gut sie auch Ihnen helfen — Sie werden dann wirklich froh sein, es getan zu haben.

Aus aller Welt

USA — Die drei Westmächte haben, wie in Washington zuverlässig verlautet, beim letzten Vierer-Gespräch über Berlin Sowjetbotschafter Pjotr Abrassimow den ausführlichen, sorgfältig ausgearbeiteten und ins einzelne gehenden Entwurf eines Abkommens überreicht, das die Situation West-Berlins endgültig regeln und auf lange Sicht stabilisieren soll.

Wie aus amerikanischen Regierungskreisen verlautet, wären die Vereinigten Staaten zur Unterzeichnung dieses Abkommens bereit. Es ist in monatelangen Konsultationen zwischen den Westmächten und der Bundesregierung entworfen worden. Über den Inhalt des Entwurfs, der die Grundlagen der westlichen Verhandlungsposition bei den künftigen Berlin-Gesprächen sein wird, schweigen die zuständigen Stellen.

— Die drei Astronauten von Apollo 14, Alan Shepard, Edgar Mitchell und Stuart Roosa, sind am Freitag, dem 12. Februar — drei Tage nach ihrer Rückkehr vom Mond — im amerikanischen Raumfahrtzentrum Houston eingetroffen. Ein Flugzeug brachte die transportable Quarantänestation mit den Astronauten von Amerikanisch-Samoa zum Luftstützpunkt Ellington in Houston. Dort wurden sie von ihren Familien und dem Direktor des Raumfahrtzentrums, Robert Gilruth, begrüßt. Die Astronauten müssen bis zum 27. Februar in Quarantäne bleiben.

— US-Präsident Richard Nixon bereitet in Florida zusammen mit Außenminister William Rogers und seinem Berater Henry Kissinger eine Botschaft vor, die dem Kongreß über seine weitere Außenpolitik Aufschluß geben soll. Kissinger sagte vor Journalisten, der Präsident werde sich in der Botschaft „ziemlich optimistisch" über die Erfolgsaussichten der mit den Sowjets geführten Gespräche über die Einschränkung der strategischen Rüstungen (SALT) äußern.

* * *

Panama — Panama hat die USA aufgefordert, die seit acht Jahren in dem mittelamerikanischen Staat wirkenden Angehörigen des amerikanischen Peace Corps abzuziehen. Nach den Bestimmungen eines amerikanisch-panamaischen Abkommens kann die Tätigkeit des Friedenskorps von beiden Seiten mit Dreimonatsfrist gekündigt werden. Die US-Entwicklungshelfer müßten Panama daher bis zum 11. Mai verlassen.

* * *

Chile — Die chilenische Regierung hat das Verlagshaus Zig-Zag, eines der modernsten Lateinamerikas, und die Rechte an vier Zeitschriften aufgekauft. Die kommunistische Gewerkschaft hatte dort kürzlich einen Lohnstreik organisiert und den Staat zur Schlichtung aufgerufen.

Ein vom kommunistischen Arbeitsminister bestellter Schlichter schlug eine Lohnerhöhung um 65 Prozent vor, worauf der Vorsitzende des christdemokratischen Konsortiums, dem Zig-Zag angehörte, erklärte, die Annahme werde zum Bankrott des Verlagshauses führen.

* * *

Portugal — Der politische Prozeß gegen zehn führende Mitglieder der „Volksbewegung zur Befreiung Angolas", der jetzt in Lissabon begann, kann nach Ansicht von Beobachtern zu einer Regierungskrise in Portugal führen.

Den Angeklagten wird subversive Tätigkeit zur Erreichung der Unabhängigkeit der portugiesischen Afrika-Provinz Angola vorgeworfen. Hauptangeklagter ist der Geistliche Joaqim da Rocha Pinto de Andrade, den ultrarechte Kreise als den Repräsentanten einer Gruppe fortschrittlicher Katholiken abstempeln möchten, die Ministerpräsident Marcello Caetano aus der Opposition heraus in die Regierungsverantwortung geholt hatte.

— Der bisherige deutsche Botschafter in Brasilien, Ehrenfried von Holleben, hat nach Bestätigung des Auswärtigen Amtes vom 12. Februar das Agrément als neuer deutscher Botschafter in Lissabon erhalten, wo er inzwischen eingetroffen ist. Der 61jährige Diplomat — im Sommer 1970 40 Tage von brasilianischen Guerillas gefangengehalten — ist Nachfolger von Botschafter Hans Schmidt-Horix, der Ende des vergangenen Jahres aus persönlichen Gründen Selbstmord beging.

* * *

Frankreich — Präsident Pompidou kehrte nach einer elftägigen Reise durch die fünf westafrikanischen Republiken Mauretanien, Senegal, Elfenbeinküste, Kamerun und Gabun wieder nach Paris zurück.

Diese erste größere Besuchsreise des französischen Präsidenten in einem Teil der früheren Kolonien, seit diese ihre Unabhängigkeit im Jahre 1960 erlangten, wird in der Umgebung des Staatschefs wie bei politischen Beobachtern als ein persönlicher Triumph und ein Erfolg für Frankreichs Entwicklungspolitik bezeichnet.

* * *

Deutschland — Die Deutsche Shell AG erhöhte am 15. Februar ihre Tankstellen- und Verbraucherpreise für Normalkraftstoff um zwei Pfennig und für Superkraftstoff um einen Pfennig je Liter. Es ist sicher, daß auch die anderen Gesellschaften dem Beispiel der Shell folgen werden.

Begründet wird der Schritt mit der zunehmenden Belastung der Rohölkosten. Seit dem vergangenen Sommer hätten die bedeutendsten Erdölexportländer verschiedene Steuermaßnahmen ergriffen, die die Kosten erheblich nach oben getrieben hätten. Außerdem sei es durch Fördereinschränkungen und andere Versorgungsengpässe notwendig geworden, zusätzlich Tanker zu hohen Frachtraten zu chartern.

Auch die noch nicht voll übersehbaren Ergebnisse der Teheraner Gespräche haben die Shell veranlaßt, den Vergaserkraftstoff teurer zu machen. Bei Esso heißt es dazu, man wolle vor einem solchen Schritt die endgültigen Resultate dieser Gespräche abwarten.

— Die Deutsche Lufthansa hat Abschied vom Propeller genommen. In dieser Woche wurde nach einem Flug München — Frankfurt — Hamburg die letzte Turbopropmaschine vom Typ Vickers Viscount 814 außer Dienst gestellt.

— Ein Sabotageakt ist auf die Eisenbahnstrecke Köln—Trier vermutlich von zwei Jugendlichen verübt worden. Die nach Angaben der Polizei unerkannt geflüchteten Täter hatten auf beiden Schienensträngen der zweigleisigen Strecke in der Nähe von Kalscheuren bei Euskirchen Steinhaufen aufgeschichtet, die beträchtlich über die Gleisoberkante hinausreichten und mit Sicherheit ein Eisenbahnunglück verursacht hätten. Der Führer einer Kleinlokomotive hat die Hindernisse jedoch rechtzeitig erkannt, angehalten und die Gesteinsbrocken beiseite geräumt.

— Die Reporter der in Hamburg erscheinenden Illustrierten „stern", Rolf Winter und Robert Lebeck, sind aus der Sowjetunion ausgewiesen worden. Wie die Illustrierte in Hamburg mitteilte, waren die beiden Reporter auf offener Straße in Taschkent verhaftet worden. Man habe ihnen vorgeworfen, sich mit sowjetischen Bürgern unterhalten zu haben. Nach sechsstündigen Verhören seien die Reporter nach Moskau gebracht worden. Dort sei ihnen eröffnet worden, daß sie die Sowjetunion zu verlassen hätten.

* * *

Tschechoslowakei — Vom kurzlebigen „Aktionsprogramm" des früheren tschechoslowakischen Parteichefs Alexander Dubcek steht jetzt auch der letzte Punkt auf dem Spiel: die Föderalisierung.

Das Programm sah vor, daß die CSSR in eine „Föderation" umgewandelt wurde. Damit hatte die Slowakei zum ersten Male in ihrer Geschichte einen einigermaßen gleichberechtigten Status mit dem tschechischen Landesteil, der sie an Industrialisierung, Prosperität, Bildungsniveau und Machtentfaltung stets übertroffen hatte.

Nach der Invasion im August 1968 hoffte man, daß wenigstens der in der Slowakei ungemein populäre Föderationsgedanke am Leben bleibe, da Dubceks Nachfolger als Parteichef, Gustav Husak, wie sein Vorgänger Slowake war. Geht man vom jetzigen Stand der Dinge aus, so wird die Föderation zwar auf dem Papier noch bestehen bleiben. In der Praxis sind jedoch seit Ende 1970 ihre Funktionen durch eine Reihe von Maßnahmen zur Bedeutungslosigkeit verurteilt.

Regierung und Parlament der CSSR haben die slowakische Autonomie in Wirtschaftsfragen wieder beseitigt und sie der zentralen Kontrolle Prags unterstellt. Das wurde begründet mit der „Stärkung des Integrationsfaktors bei der Entwicklung einer einheitlichen tschechoslowakischen Volkswirtschaft". Mit der Wiedereinführung der „tschechoslowakischen Staatsbürgerschaft" wurde die Ausgabe separater tschechischer und slowakischer Pässe abgeschafft.

* * *

UdSSR — Eine Öffnung des Suezkanals für die internationale Schiffahrt wird von seiten der Sowjetunion immer nachdrücklicher als erreichbares Nahziel bei den Bemühungen um eine politische Lösung des Nahost-Konflikts in den Vordergrund gerückt. Moskau führt dabei vorrangig folgende Argumente an:

1. Ersparnis an Transportkosten nicht nur für Erdöl, sondern auch andere Rohmaterialien für die westeuropäischen Länder und andererseits für Importwaren in Länder der Dritten Welt.

2. Ein Rückzug der israelischen Truppen vom Ostufer vorerst um etliche Kilometer als Gegenleistung für die Kanalöffnung würde die Bemühungen des UNO-Vermittlers Jarring und der vier Mächte um einen Frieden in Nahost fördern. Zugleich würde damit der anhaltende Zeitdruck von den Vier-Mächte-Verhandlungen in New York genommen.

Nicht gesprochen wird seitens der Sowjetunion von ihrem großen Eigeninteresse an der Durchfahrtsmöglichkeit für ihre Schiffe durch den Suezkanal in den Indischen Ozean und nach dem Fernen Osten. Ein zusätzliches Ärgernis ist für die Araber und damit für ihre sowjetischen Schutzpatrone auch die seit einem Jahr arbeitende Pipeline vom israelischen Hafen Eilat im Golf von Akaba nach dem Mittelmeerhafen Aschkalon.

Die Sowjetunion strebt die Öffnung des Suezkanals nicht nur wegen Verkürzung ihrer Schiffahrtswege und damit verbundener Kostenersparnis an. Sie benötigt auch Bewegungsfreiheit für ihre im Mittelmeer operierenden Seestreitkräfte, um sie gegebenenfalls in den Atlantik oder in den Indischen Ozean, den Persischen Golf und auch zur Verstärkung der Fernostflotte zu schicken. Die Meerenge von Gibraltar wird aber von Mitgliedern des Atlantik-Paktes kontrolliert.

— Es ist möglich, daß man im Kreml ursprünglich daran gedacht hat, allein schon durch die Unterzeichnung der Verträge werde sich in Westdeutschland ein gewisses Wiedererwachen des

(Fortsetzung auf Seite 16—1)

PAKET-VERSAND
NAHRUNGSMITTEL — 40 Pfd.
Kleider — 22 Pfd.
nach der Sowjetunion. Schreibt uns um Preise und Auskunft, Lager.
J. H. UNRUH, Agency, 182 Henderson Hwy., Winnipeg 5, Man. Tel. 533-8618

John A. Friesen
B.A., O.D.
PRAXIS DER OPTOMETRIE
Augen werden untersucht
und
passende Brillen geliefert
276 Stephen Street
Morden, Manitoba
Sprechstunden 9 - 12; 1:30 - 5:30
Telephon: 822-5658 (Morden)

Eine freundliche Einladung zu einer
Reise nach Europa
Gruppenleiter:
Herr Friedrich Maack
Herr Maack ist geborner Berliner und hat Reiseleiter-Papiere von Deutschland.
DATEN:
Mai, Juni — 21 Tage
Sehen Sie London, West-Deutschland, Österreich, Ober-Italien, Lichtenstein und die Schweiz.
Preis: $550.00 (Canadian)
Eingeschlossen alle Reisekosten von Calgary und zurück. Unterbringung 70% erstklassige Hotels, 30% gute Hotels. Sie zahlen nur Ihre Mahlzeiten.
Lassen Sie sich unsere Broschüre kommen.
Friedrich Maack
Box 718, Coaldale, Alberta.

Wohin geht die Marschroute?

(Von P. Neufeld — Schluß)

Dagegen lesen wir in 1. Petri 2, 13: „Fügt euch um des Herrn Willen in *jede* menschliche Ordnung..."; in Röm. 13, 1: „Jedermann sei den obrigkeitlichen Gewalten untertan, denn es gibt *keine* Obrigkeit, die nicht von Gott wäre" . . . In Tit. 3, 1: „Du mußt immer wieder in Erinnerung bringen, daß alle sich den obrigkeitlichen Gewalten unterordnen, ihren Befehlen gehorchen..." Das sind Gottesworte, die allerdings *für alle Zeiten und alle Regierungssysteme („keine Obrigkeit ohne von Gott") Geltung haben.* Wollten wir hier auf Zeit und Umstände (etwa hie Diktatur — dort Demokratie) Rücksicht nehmen, dann müßten wir womöglich auch Zugeständnisse zur „neuen Moral", die uns in die Tore Sodoms leitet, und andere Zeiterscheinungen und Ansichten machen, und wir würden die Bibel ihres überzeitlichen Charakters entkleiden, daß sie nur zu einem Buch unter Büchern wird.

P. P. Klassen schreibt in seinem Aufsatz „An die Frankfurter Neun" im Mennoblatt: „Die Täufer konnten im Evangelium keinen politischen Auftrag erkennen", und im gewissen Sinne haben fast alle wahren Väter in Christo, die wesentlich am Auf- und Ausbau des Reiches Gottes beigetragen, eine *ähnliche* Stellung eingenommen. Ich möchte hier nur einen der größten und weisesten Gottesmänner unseres Jahrhunderts zitieren: Dr. D. Otto Dibelius schreibt: *„Eine Kirche, die zum Werkzeug für politische oder gesellschaftliche Ziele wird, hat die erste Liebe verlassen. Über sie kommt der Tod . . . Die Kirche verliert ihre ursprüngliche Kraft, indem sie sich in alles Leben der Welt hinein zu ergießen strebt."* (Daß ein luth. Kirchenfürst uns Täufern das sagen muß!)

Und Billy Graham sagt von den ersten Christen aus: „Sie hatten eine besondere Aufgabe für die Welt, und die war weder national, noch idiologisch, noch politisch. Ihr Auftrag war, Zeugnis abzulegen von Jesus Christus." — „Und in dieser ungeheuren Einseitigkeit", sagt Dr. Dibelius ebenfalls von den ersten Christen, „hat die Christusbotschaft die Welt überwunden." Dann aber kam das für die Chr. Kirche so verhängnisvolle 4. Jahrhundert (Konstantin — Nicäa). In der Kirchengeschichte lesen wir davon: „Nun begann der Kampf, ob das Christentum die Welt vergeistlichen — oder die Welt das Christentum verweltlichen werde. Und siehe da! *Nicht die Kirche durchdrang mit heilsamem Einfluß die weltlichen Ordnungen des Staates, sondern das Gegenteil trat ein."* Hier wurde die Weiche für das dunkle Mittelalter und für starre, blutleere Kirchenformen gestellt, wovon sich die großen Volkskirchen auch nach der Reformation nie ganz erholt haben. Schon Bernh. von Clairveaux hat gesagt: „Wenn die Päpste beides miteinander verbinden wollen, so werden sie beides verlieren."

Warum wollen wir jenen vergeblichen und unseligen Versuch nun nochmals wiederholen, und dann noch gerade wir Täufer, deren Väter doch wieder gegen diese Verirrung Stellung bezogen hatten und gerade dadurch ihrer Zeit weit voraus waren? War es doch das Ergebnis jahrhundertelangen geistigen Ringens, daß dann später der Grundsatz „Trennung von Staat und Kirche" in die Denkweise aller westlichen und schließlich auch der östlichen Völker einging; und heute wird es wieder nicht nur in den großen Kirchen, sondern auch in unserer Brüderschaft zur Kardinalfrage: *„Hat sich die Kirche nur geistlich oder auch politisch zu betätigen?"* Ich denke zu dieser Frage sollten unsere mennonitischen Theologen, unser MCC und auch die 9. Mennonitische Weltkonferenz Stellung nehmen, und zwar *ausschließlich vom Standpunkt der Schrift aus,* wenn wir aus dem heutigen Labyrinth herauskommen und in einer Zeit, wo alle Maßstäbe verschoben sind, klare Sicht behalten oder vielmehr wieder erhalten wollen. Entweder wir stehen auf dem Boden der Schrift oder wir stehen auf keinem Boden.

Daß es dabei Grenzensituationen geben kann, wo man, etwa durch ein Bittgesuch, an das Mitgefühl der Behörden appellieren könnte, ohne daß dieser Appell protestierenden oder demonstrativen Charakter annehme, der den Schein der politischen Einmischung trüge, brauchte wohl nicht erwähnt zu werden.

Ich kann nicht umhin, ehe ich diesen Aufsatz abschließe, noch darauf hinzuweisen, daß ausgeprägte sozialpolitische Haltung und Gesinnung auch gefährliche Hintergründe haben kann, die besonders am Ende unseres Zeitalters ihren schaurigen Ausklang finden wird, wofür wir als Christen nicht noch Pate stehen sollten. Wir wissen, daß dieses Leben, um das wir uns so bemühen, nicht ausreicht, um unser Sehnen zu stillen; es ist nicht das letzte Ziel unseres Seins. Dazu sind wir Menschen zu hoch geadelt. Es gab eine Zeit, da hatten die Menschen es vergessen, daß sie zu etwas Höherem geboren waren. Die erschütternde Anklage zu ihrem Todesurteil damals lautete: „Sie aßen, sie tranken, sie freiten und ließen sich freien (Lebensstandard und Vergnügen) bis an den Tag, da Noah zu der Arche einging." *Das allein* war Ziel und Inhalt ihres Lebens geworden. Für höhere und bleibende Werte hatten sie keinen Sinn mehr. Trotz hoher Kultur erhoben sie sich nicht über die Kreatur, über bloße animalische Bedürfnisse hinaus — und darauf kam das Gericht.

Es hat kaum eine Zeit gegeben, die so sehr dieses Gepräge getragen, wie die unsrige. In der ganzen Lebenshaltung, auch der Kirche, offenbart sich immer mehr eine ausgeprägte, starre Diesseitsgesinnung, die gut einen Heiland entbehren kann, der uns höhere und ewige Werte vermitteln will. Diese Gesinnung und Haltung war es auch weitgehend, die Jesus keinen Eingang bei den Juden finden ließ: „Wir dachten, er würde Israel erlösen", das war ihre Reaktion. Jesus hatte sie enttäuscht. Als sie ihn zum Brotkönig machen wollten, wich er traurig von dannen. Einen sozial-politischen Heiland, der sie vom Römerjoch befreien und ihre Brotfragen lösen würde, den könnten sie gebrauchen.

Aber mit einem Heiland, dem es um höhere Werte ging, der ihnen von Sünde und Buße und von einer anderen Welt als eigentliches Lebensziel erzählte, wußten sie nichts anzufangen. „Da gingen viele hinter sich." Und als er noch ihre blutleere Religion kritisierte, die auf eigene Kraft und Eigenleistung fußte und daher gut einen Heiland entbehren ließ, da mußte er sterben. —

Auch wir werden zwischen zwei Heilanden zu wählen haben; Reich dieser Welt oder Reich jener Welt, das wird zur revolutionärsten Frage jener Tage werden. Und der Wahlkampf, der uns zur Stellungnahme drängt, scheint in vollem Gange zu sein.

Billy Graham schreibt: „Wenn die Welt nicht mehr länger ihre Probleme lösen kann, wird der Große (Sozialreformer) erscheinen, voller Charme und Raffinesse, wie man es vorher nie erlebt hat. Die ganze Welt wird ihm folgen." Und der große Religionsphilosoph W. S. Solowjew betont auch, daß dieser letzte Weltdiktator nicht seine Situation selbst schaffen wird, sondern erst dann auftreten, wenn diese für ihn geschaffen ist. Er wird auf das tiefste Sehnen seiner Zeit zu antworten wissen, und ihm werden gewiß nicht zunächst die schlechtesten Elemente zufallen. Seine großen, globalen Ideen werden die Massen wieder herausreißen aus der satten, liederlichen und subjektiven Anschauung und sie zielstrebiger und fanatischer machen denn je; und die Kirche wird womöglich voranmarschieren, wenn sie ihren sozialpolitischen Kurs beibehält bzw. wenn sie ihre Wahl nicht in der Zeit treffen wird. Wiederholt nimmt die Schrift auf diesen letzten Gedanken Bezug (Matth. 24, 24—26; Jer. 51, 6; Offb. 18, 4).

Noch vor einigen Jahrzehnten gelang es einem sozialpolitischen „Heiland" (Pseudoheiland, wie ihn Helmut Thielicke nennt) ein 80-Millionen-Volk und Abertausende von Christen in einen Zwangswahn und in eine Katastrophe zu zerren („denn es werden sich erheben falsche Heilande").

Was sich heute aber anbahnt, scheint zu einer oder zur eigentlichen Weltkatastrophe zu führen. In 2. Tim. 3, 1—5 hat Paulus ein Bild gezeichnet von dem letzten Menschenschlag. Besieh dir einmal recht aufmerksam diese Photographie und prüfe nach, ob es da noch einer Retusche bedarf, die Ähnlichkeit mit dem heutigen Menschenantlitz zu ergänzen.

Wie immer man auch darüber denken mag, ob die Gemeinde noch die eigentliche Weltkatastrophe unter dem letzten Weltdiktator miterleben wird oder nicht — die weisesten und tiefgründigsten Gottesmänner waren sich darin einig, *daß die Gemeinde zumindest zuvor eine klare Stellung beziehen und für oder gegen die Zeitentwicklung auf diese Katastrophe hin sich entscheiden müssen wird.* Denn gerade zu Christen, zu Jüngern ist fast immer, wenn Christus und die Apostel auf die letzten Dinge zu sprechen kamen, der Warnruf ergangen: „Laßt *euch* niemand verführen" (euch! nicht die Welt). (Matth. 24, 4. 5. 24, 11, 42; 25, 13; Mark. 13, 22. 37; 1. Tim. 4, 1; 2. Petri 3, 3—4; 2. Tim 3, 1—5 u.a.m.) Findet dieser Warnruf sein spezifisches Echo von unseren Kanzeln?

Wir wollen nicht pauschalieren, aber noch viel weniger wollen wir eine Vogel-Strauß-Politik führen mit der De-

Sonderangebot - Vorausbestellung

EIN VATERLAND VERLOREN

von John B. Toews

wird in einigen Monaten in Buchform erscheinen. Das Buch enthält Bilder, Fußnoten und im Anhang Briefe von B. B. Janz und anderen, die mit der Auswanderung aus Rußland verbunden sind.
Schon jetzt kann das Buch zum Preis von $3.50 im Buchladen der "Christian Press", 159 Henderson Hwy., Winnipeg 5, Man., mit Vorausbezahlung bestellt werden. Der Preis wird im Buchhandel bedeutend höher sein. Füllen Sie bitte den folgenden Bestellzettel aus und senden Sie ihn mit dem Geld an uns ein. Sie erhalten das Buch sofort nach dessen Erscheinen zugesandt.

Vorausbestellung

Ich bestelle hiermit das Buch "Ein Vaterland verloren" von J. B. Toews, und lege den Betrag von $3.50 bei.

Anschrift: Name .....

Straße und Nummer .....

Stadt .....

Provinz ..... **Land** .....

THE CHRISTIAN PRESS
159 Henderson Hwy., Winnipeg, Manitoba, Canada

vise: „Wir warten nicht auf Verführung, sondern auf den wiederkehrenden Christus." Dr. J. A. Töws sagt: „Wir wollen aus dem Luxus und Komfort unserer irdischen Paläste in die Herrlichkeit der himmlischen Wohnungen verpflanzt werden . . . Die gesegnete Hoffnung könne eigentlich nur von der leidenden Gemeinde recht verstanden werden." Ob merklich oder unmerklich, wir werden auch als mennonitische Bruderschaft an eine Wegscheide geführt und — *wohin geht unsere Marschroute?*

MEDA unterstützt Heim für Indianerkinder

Im Herbst 1969 half MEDA (Mennonitische Oekonomische Entwicklungsgesellschaft) Mr. und Mrs. Leo Keffic ein großes Haus in Thunder Bay, Ontario, zu kaufen. Sie brauchten ein großes Haus, um Indianerkindern aus zerrütteten Heimen und Schülern, die hunderte Meilen von zu Hause zur Schule gehen, ein Heim zu bieten. Manche kommen von der Children's Aid Society (Kinderhilfe), andere sind bis zu 300 Meilen von zu Hause entfernt.

Die Regierung und die Eltern der Kinder zahlen Kost- und Quartiergeld. Das ist die Einnahme für die Kessics, davon können sie dann regelmäßig ihre Schuld an MEDA abzahlen.

Das Ehepaar bietet den Kindern ein christliches Heim und hilft ihnen in ihren physischen und geistlichen Nöten. In diesem Jahr betreuen sie neun Kinder, die die Schule besuchen.

Mr. Keffic ist auch um die Indianer in der Umgebung besorgt und hofft, unter ihnen eine Gemeinde gründen zu können, welche sich der größeren Gemeinde der Indianer im nördlichen Ontario anschließen kann. Mr. Keffic ist Indianer von Red Lake, Ont. Viele Jahre hat er für die „Land und Forst"-Abteilung in Red Lake gearbeitet. Mrs. Keffic ist die frühere Marie Zimmerman aus Elizabethtown, Pa. Bevor sie nach Thunder Bay zogen, dienten sie ein Jahr auf der Missionsstation in Pikangikum.

MEDA ist eine Korporation christlicher Geschäftsleute, die sich organisiert haben, Christen in Entwicklungsländern zu helfen, mit ihrem Rat und mit Geld Projekte anzufangen, die die Betreffenden mit der Zeit selbständig weiterführen können.

EINE SELTENE FEIER

Der 7. Februar 1971 wird den Teilnehmern an der Geburtstagsfeier für Vater, Großvater, Urgroßvater und Onkel Heinrich Abram Walde, der sein neunzigstes Lebensjahr beendigte und ins einundneunzigste trat, noch lange in gesegneter Erinnerung bleiben.

Die Kinder der Familie Walde, die in B.C. wohnen, hatten ein inhaltsreiches Programm aufgestellt, alle erreichbaren Kinder, Nichten und Neffen, sowie einige andere Verwandten und Freunde zu dem erwähnten Datum in das Bethaus der Chilliwack MB-Gemeinde eingeladen.

Br. Walde überraschte alle ankommenden Gäste, indem er sie persönlich auf dem Steg vor der Kirche mit einem Lächeln und kräftigen Händedruck begrüßte.

Als wir das Auditorium im Kellerraum betraten, waren die Schwestern schon sehr emsig dran, die Tische zu schmücken und allerlei Leckerbissen in Tellern und Schalen für die Gäste bereitzustellen. Zu erwähnen wäre auch noch, was für diese Jahreszeit im Allgemeinen (außer B.C.) nicht zu finden ist: nämlich der Blumenschmuck war nicht aus einem Blumengeschäft, sondern aus den Vorgärten der Geschwister gepflückt, wie Schneeglöckchen, Heideröschen weiß und lila.

Als nun alle Vorbereitungen beendigt waren, trat der Sohn Peter Walde an den Lautsprecher, hieß alle erschienenen Gäste willkommen und bat sie, an den Tischen Platz zu nehmen.

Am Haupttische, wo Geschwister Walde saßen, waren einige langjährige Freunde und Verwandten platziert. An den andern Tischen saßen die Kinder, Enkelkinder und Urenkel in ungezwungenen Gruppen.

Br. Peter Walde verlas nun einige Verse Heiliger Schrift und ließ das Lied singen: „Hand in Hand mit Jesu werd ich sicher geh'n" und forderte seinen jüngeren Bruder Heinrich zum einleitenden Gebet auf.

Es folgte nun ein Gedicht von Tochter Kaethe, Frau Peter Klassen, darauf ein Lied von Sohn Heinrich mit Frau Erna und Schwester Hilda, alle drei aus Alberta.

Prediger Heinrich Warkentin richtete nun einige Worte an den Jubilar, indem er Psalm 92, 13-16 als Grundlage für seine Gedanken verlas.

Ein weiteres Gedicht wurde von der Frau des Enkels Art Kasdorf, Elenore, vorgetragen. Anschließend folgte ein weiteres Lied von dem Trio.

Als nun für Freiwilliges Gelegenheit gegeben wurde, trat Br. Jacob Janzen auf, dessen Frau Elisabeth eine Nichte von Br. Walde ist. Er erwähnte manche Erlebnisse, frohe und auch schwere, die sie gemeinsam mit Geschwister Walde erlebt haben, im Laufe der letzten 50 Jahre, erst in Rußland, dann in Alberta, und nun zuletzt in B.C.

Einige weiteren Worte richtete Schwester Abram Rempel, Calgary an das betagte Paar, indem sie betonte, daß sie bei Geschwister Walde immer wie in ein zweites Heim eingekehrt seien.

Zum Schluß trat Br. Walde noch selber an den Lautsprecher und hob die Güte, Langmütigkeit, Geduld und Gnade Gottes hervor, die sie ihr Lebenlang erfahren hätten und betete zum Schluß.

Nachdem nun noch ein Tischlied gesungen war, tat man sich an Kaffee und Gebäck gütlich, und eine lebhafte Unterhaltung war bald im Gange.

Die Kinder der Geschwister Walde, die nicht an der Feier teilnehmen konnten, waren Abram und Myrtle Walde, Sask., und Herman und Lieschen Block, Ontario. Die ersteren waren aber durch ihre Tochter Phillis, die das Trinity College in Langley besucht, vertreten.

In froher und dankbarer Stimmung wurde das Fest beschlossen. Trotzdem die Feier doch einige Stunden gedauert hatte, konnte man auf den Gesichtern von Onkel und Tante Walde nur ein freundliches Lächeln beobachten, daß von einer innern Freude und Dankbarkeit zeugte.

Im Auftrage der Familie
Jacob Janzen.

LC–7

Peak performance.

Brauchen Sie erfahrene Arbeiter für Ihr Geschäft? Sie können praktische Hilfe erhalten in Produktivität, Ausbildung in Verwaltungsplanung, Aufsichts- und Produktionsarbeiter. Und für Industriegruppen gibt es Produktivitäts-Entwicklungsprogramme, um die Leistung und Rentabilität auf allen Stufen zu steigern. Mithilfen von Manpower Development Incentives sind auch erhältlich. Schreiben Sie jetzt. Oder rufen Sie an 946--7556.

Big Help for Small Firms. Manitoba Department of Industry & Commerce

Hon. Leonard S. Evans, Minister
Leonard Remis, Deputy Minister

POSTAGE PAID IN WINNIPEG

Aus aller Welt

(Fortsetzung von Seite 13—4)

früheren deutschen Bewußtseins der „Position der europäischen Mitte" breitmachen, also ein behutsames Abrücken vor der engen Bindung an den Westen. Der politischen und wirtschaftlichen Hegemonie der Sowjetunion in Europa stehen ja letztlich nur die amerikanischen Truppen in Europa und die relative militärische und wirtschaftliche Stärke der Bundesrepublik entgegen.

Dem Pendant der westdeutschen Ostpolitik — der sowjetischen Westpolitik — stand also ursprünglich wohl als Vater des Gedankens der Wunsch zu Gevatter, die USA auf der neoisolationistischen Welle in den Vereinigten Staaten selbstreitend allmählich aus Europa zu drängen und Westdeutschland etwas aus dem Westen herauszulösen. Als sich diese Hoffnung aber sofort als nichtig erwies, entschloß man sich in Moskau ganz offensichtlich dazu, den Spieß umzudrehen und auf die „harte Tour" zu schalten.

* * *

Rumänien — Eine „Demokratisierung in der Arbeit der Gewerkschaften" ist bei der inzwischen beendeten Tagung des ZK der rumänischen KP, während der es zu mehreren personellen Veränderungen kam, für notwendig befunden worden, meldete die rumänische Presseagentur Agerpress.

Beobachtern in Wien drängte sich die Frage auf, ob die rumänische KP mit den getroffenen Maßnahmen — gewarnt durch die Lage in Polen — nicht vorbeugend wirken wollte. Auf der ZK-Tagung wurde eine „Erweiterung der Demokratie" beschlossen, wobei die Teilnahme der Arbeiter und Angestellten in der Leitung der Fabriken und anderer Unternehmen gewährleistet werden soll und die Rolle der Gewerkschften bei der Lösung aller sozialen Probleme der Arbeiter und auch bei der „sozialistischen Erziehung" der breiten Massen betont wurde.

— Spurlos verschwunden ist seit dem 2. Februar die 27jährige Hausfrau Gisela Bormann aus Hösbach bei Aschaffenburg, die mit der Reiseorganisation „Neckermann und Reisen" einen Winterurlaub in dem rumänischen Skiparadies Poiana Brasov in der Nähe von Kronstadt verbrachte.

* * *

Jordanien — Nur Vermutungen gibt es bisher über die tieferen Gründe für die neuen schweren Schießereien zwischen palästinensischen Guerillas und Regierungstruppen in und um Amman. Zum Teil werden sie darauf zurückgeführt, daß die Guerillas selbstbewußt und trotzig versucht haben, dem König ihre Macht zu zeigen.

Fest steht, daß die jordanischen Behörden außerordentlich erbost über eine Massendemonstration aus Anlaß des Al-Adha-Festes waren, an der zahlreiche schwerbewaffnete Freischärler- und Guerilla-Milizverbände unter der Führung von Yassir Arafat teilgenommen hatten.

Den Anlaß zum Einschreiten der Regierungstruppen boten die Vereinbarungen vom 14. Januar, nach denen alle Waffen abgegeben werden mußten und unerlaubtes Waffentragen unter Strafe gestellt wurde. Jordanische Soldaten durchsuchen Amman systematisch nach verborgenen Arsenalen, weil bisher nur zehn Prozent der Waffen in Händen der palästinensischen Milizen abgeführt worden sind.

Die allgemeine militärische Situation der Partisanen in Jordanien wird als täglich schlechter werdend bezeichnet. Die einzigen noch widerstandsfähigen Gruppen befinden sich im Norden des Landes, vor allem in den Berggegenden von Ajlun, wo sie jedoch isoliert und von zwei jordanischen Divisionen umzingelt sind. Die Grenze nach Syrien ist endgültig dicht. Infiltrationsversuche haben seit einigen Tagen aufgehört; der Nachschub für die Fedayin ist gestoppt. Zahlreiche Kommandoverbände sind auf den Golanhöhen abgeschnitten und können nicht mehr nach Jordanien zurück.

Allem Anschein nach ist die Armee niemals so entschlossen und einig mit dem König gewesen wie in diesen Tagen. Zudem ist es Hussein gelungen, die Stämme des Südens und die Landbevölkerung des Nordens, die nicht immer der Monarchie mit Wohlwollen gegenüberstanden, gegen die Palästinenser zu mobilisieren.

* * *

Israel — Israel hat sich auf eine ausdrückliche Frage des UNO-Vermittlers Gunnar Jarring bereit erklärt, die Halbinsel Sinai, aber nicht den Gaza-Streifen zu räumen. Wie am 12. Februar in Jerusalem zuverlässig verlautete, war die Frage in dem Memorandum enthalten, das Jarring der israelischen Regierung am 11. Februar übermittelte.

Auch an die Regierung Ägyptens hat Jarring in einem Memorandum spezifische Fragen gerichtet, durch deren Beantwortung die Friedensvorstellungen geklärt werden sollen.

Die an Jerusalem gerichtete Frage lautete: „Ist Israel bereit, die Grenze, die bis zur Gründung Israels im Jahre 1948 zwischen dem damaligen Palästina und Ägypten bestand, als künftige Friedensgrenze anzuerkennen?" — Nach der damaligen Grenzziehung gehörte die ganze Halbinsel Sinai zu Ägypten, während der Gaza-Streifen im Gebiet von Palästina lag.

Jarring hat angeblich seiner Frage die Bemerkung hinzugefügt, daß im Falle einer bejahenden Antwort eine Sonderregelung für den befestigten Stützpunkt Scharm-el-Scheich im Süden der Halbinsel, der den israelischen Seeweg zum Roten Meer beherrscht, geschaffen werden müsse.

Nach dem Eintreffen des Memorandums traf der israelische Ministerpräsident Frau Golda Meir noch am 11. Februar mit führenden Kabinettsmitgliedern zusammen. Die Meinung überwog, Jarrings Initiative gutzuheißen, da sie im wesentlichen den israelischen Vorstellungen einer friedlichen Lösung des Nahost-Konfliktes entspreche.

Demzufolge hat der israelische UNO-Botschafter Josef Tekoah noch am 11. Februar Jarring in New York die grundsätzlich bejahende Antwort seiner Regierung auf die gestellte Frage überbracht. Dabei unterstrich er jedoch, daß eine Räumung der Halbinsel Sinai ohne Friedensschluß nicht in Frage käme.

— Der sowjetische Jude und Kriegseld Grischa Feigin, dem nach Einweisung in eine Nervenheilanstalt in der Sowjeunion jetzt die Auswanderung nach Israel gestattet worden war, ist unter dem Jubel der Einwohner in Tel Aviv eingetroffen. Der 44jährige ehemalige Luftwaffenhauptmann erklärte, er freue sich, in die historische Heimat seines Volkes zurückkehren zu dürfen, und sei stolz und glücklich.

Feigin war im Zweiten Weltkrieg mit sieben sowjetischen Orden ausgezeichnet worden. Seine proisraelische Aktivität hatte 1955 zu einem Kriegsgerichtsverfahren und zur Entlassung aus den Streitkräften geführt. Von 1961 bis 1963 saß er im Gefängnis. Danach forderte er unentwegt gleiche Rechte für sowjetische Juden und die Freiheit der Auswanderung. Im vergangenen Jahr hatte er seine Auszeichnungen zurückgeschickt und seine sowjetische Staatsbürgerschaft aufgegeben. Im Dezember wurde er in eine Nervenheilanstalt eingeliefert, bis er jetzt nach Israel ausreisen durfte.

* * *

Sudan — Der sudanesische Staatschef Gaafer el Nimeiri hat am 12. Februar der Kommunistischen Partei des Sudans Sabotageversuche vorgeworfen und ihre Auflösung angekündigt.

In einer Rundfunkrede über Radio Omdurman warf Nimeiri der KP vor, sich mit reaktionären Kräften zum Sturz der Regierung verbündet, Wirtschaft und Außenbeziehungen des Landes sabotiert, Studenten und Armee gegen die Revolution aufgewiegelt und gegen den Beschluß opponiert zu haben, den Sudan mit Ägypten, Libyen und Syrien in einer Föderation zusammenzuschließen.

„Die sudanesischen Kommunisten haben die Gewerkschaften gegen die Regierung aufhetzen wollen", sagte Nimeiri. Es sei ein Irrtum gewesen, daß seine Regierung (nach ihrer Machtübernahme im Mai 1969) den Kommunisten trotz eines Parteienverbots erlaubt habe, weiter zu agieren. „Doch wir haben uns entschieden, diesen Irrtum zu korrigieren." Er werde die KP „zermalmen und zerschlagen". Kommunisten würden aus allen Regierungs- und öffentlichen Ämtern sowie aus den Gewerkschaften entfernt.

* * *

Mauretanien — Die Bundesregierung hat einen Wunsch der islamischen Republik Mauretanien nach Waffenlieferungen abgelehnt. Meldungen, daß sich deshalb eine diplomatische Verstimmung zwischen beiden Ländern ergeben habe, haben die Angelegenheit, die drei Monate zurückliegt, erst jetzt in der Öffentlichkeit bekannt gemacht.

Die westafrikanische Republik wollte aus Überschußbeständen der Bundeswehr Maschinengewehre kaufen und dafür angeblich einen Betrag von einer Million DM aufwenden. Der Stückpreis dieser Waffen liegt bei 5000 DM. Wie eine Nachfrage im Bundesverteidigungsministerium ergab, wurde der Wunsch Mauretaniens „aus allgemeinen politischen Gründen" abgelenht.

* * *

Laos — Die laotische Regierung hat am 12. Februar den Ausnahmezustand über das Land verhängt. In einem Kommuniqué wurde die Maßnahme mit der „jüngsten militärischen Entwicklung" begründet.

Der Erklärung war eine Sitzung des laotischen Kabinetts vorausgegangen, bei der sowohl der südvietnamesische Einmarsch als auch die Lage der von Streitkräften des Pathet-Lao belagerten Regierungsstützpunktes Long Cheng nördlich von Vientiane erörtert wurden.

In einem ebenfalls am 12. Februar veröffentlichten Kommuniqué der Regierung in Vientiane hieß es, der Einmarsch südvietnamesischer Truppen stehe zwar im Widerspruch zu dem Genfer Laos-Abkommen, sei aber Folge der permanenten territorialen Verletzungen durch die nordvietnamischen Truppen in Laos.

Nach südvietnamesischen Angaben ist eine Invasionstruppen anführende Kolonne von Mannschaftspanzerwagen 25 Kilometer tief in laotisches Territorium eingedrungen und hat damit begonnen, die kommunistischen Nachschubwege zu unterbrechen.

Die Stadt Chepone, die als Hauptumschlagplatz des nordvietnamesischen Nachschubs gilt, ist nach den Worten des südvietnamesischen Präsidenten Nguyen van Thieu noch nicht eingenommen worden. Doch soll es, wie aus Saigon verlautet, zu ersten Gefechten mit kommunistischen Einheiten gekommen sein. Thieu, der sich zu einem Truppenbesuch in Khe Sanh aufhält, bezeichnete die bisherigen Ergebnisse der Invasion als „ermutigend". Die Zeit für eine Intervention in Nordvietnam sei noch nicht gekommen, erklärte Thieu. Die Möglichkeit eines späteren Einmarsches schloß er jedoch nicht aus.

Haus zu verrenten
in East-Kildonan ab 1. April
2 Schlafzimmer, Wohnzimmer, Küche und Badezimmer. Der Keller ist ausgebaut.
Anruf abends — nach 7 Uhr 334-3954
Tags 533-8618

BESTELLZETTEL

THE CHRISTIAN PRESS
159 Henderson Highway
Winnipeg 5, Man.

Ich bestelle hiermit bis zur ausdrücklichen Abbestellung die

„Mennonitische Rundschau" auf ein Jahr $5.00

☐ Alter Leser ☐ Neuer Leser (Bitte anmerken)

Name und gegenwärtige Adresse:

.....

.....

.....

Bei Adressenänderung unbedingt auch die alte Adresse angeben.

.....

.....

Es nimmt etwa drei Wochen, Änderungen auszuführen.